

### DIE KRISE

Im Jahre 1943 präsentierte sich das „Ahnenerbe“ auf der Höhe seiner Macht. Externen Beobachtern bot sich eine Front äußerster Geschlossenheit; sie waren, wie einzelne Schriftstücke aus anderen Dienststellen des Reiches dartun, geradezu überwältigt von dem Fluidum reger Betriebsamkeit, das die „Ahnenerbe“-Funktionäre damals umgab. Doch 1943 war die Fassade, die den totalitären Ansprüchen des Regimes so ganz zu entsprechen schien, schon brüchig. Nur notdürftig verbarg sie den Zustand interner Spannung, der hauptsächlich in drei Faktoren begründet lag: in der nicht aufzuhaltenden organisatorischen Dezentralisation, in einer grundsätzlichen Führungskrise in der Spitze des SS-Vereins und letztlich in dem Unvermögen der Vereinsführung, die äußerliche Integration des „Ahnenerbes“ in den SS-Apparat auch thematisch nachzuvollziehen und so der Form einen Inhalt zu verleihen. Die schleichende Zersetzung der Lehr- und Forschungsgemeinschaft „Ahnenerbe“ von innen her wurde seit 1943 überdies durch die von außen einwirkenden Umstände des beginnenden Zusammenbruchs begünstigt; doch fast könnte man meinen, das „Ahnenerbe“ hätte sich auch dann beizeiten in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst, wenn der Gang des Krieges die endgültige Kapitulation des ganzen Systems nicht forciert hätte.

#### 1. Das Amt A

1942 geriet das „Ahnenerbe e. V.“ zunächst einmal in den Genuß einer langerhofften institutionellen Aufwertung. Im April wurde es zu einem SS-Amt innerhalb des Hauptamtes Persönlicher Stab, Reichsführer-SS, erhoben. „Amtschef“ des neuen „Amtes A“ wurde Kurator Walther Wüst, „Stellvertretender Amtschef“ Reichsgeschäftsführer Wolfram Sievers<sup>1</sup>. Diese Neuerung erfolgte im Rahmen einer allgemeinen Umorganisation bereits seit längerem bestehender, der SS jedoch nur lose angehängter Institutionen, in deren Zuge beispielsweise auch die SS-Tochter „Lebensborn“ e. V. in die Gruppe der SS-Ämter aufgenommen wurde<sup>2</sup>. Die Aktion war eine der letzten Maßnahmen, die seit 1929 dazu dienten, die Struktur der Schutzstaffel angesichts der wachsenden Aufgaben zu vereinheitlichen; darüber hinaus hat sie in der Chronik der SS keine Bedeutung<sup>3</sup>.

Allein die „Ahnenerbe“-Chefs sahen dies anders. Rückten sie doch jetzt noch unmittelbarer in die Nähe des Vereinspräsidenten Himmler, von dem sie, als unvermeidliche Stationen auf dem Dienstwege, lediglich die Instanzen des Persönlichen Referenten RFSS, des Hauptamtchefs und dessen Stabsführers<sup>4</sup> zu trennen schienen. Doch die direkten Kommunikationskanäle zu Himmler blieben für den neuen Amtschef und seinen Stellvertreter auch für die Zukunft offen; im praktischen Betrieb des Alltags änderte sich eigentlich gar nichts. Indem Himmler den Vereinscharakter des „Ahnenerbes“ nicht völlig unterdrückte, ließen sich bis 1945 auch diejenigen Mitarbeiter der Forschungsgemeinschaft als „Tätige Mitglieder“ institutionalisieren, die sich zum Eintritt in die SS nicht durchzuringen vermochten —

der Reichsführer-SS glaubte, sich das überflüssige Relikt aus der Gründerzeit noch leisten zu können.

Neben der psychologischen Befriedigung brachte die Umfunktionierung der Forschungsgemeinschaft auch finanzielle Vorteile. Die kriegsbedingten Einsparungen hatten nach 1939 für den nicht regelmäßig durch Partei und Staat gestützten Verein im schlimmsten Falle eine Zurücknahme der herkömmlichen Gelder, etwa der der DFG<sup>5</sup>, zur Folge gehabt. Mit Hilfe der „Ahnenerbe“-Stiftung und mit politischen Aufträgen half sich der Verein über die ersten Schwierigkeiten hinweg; 1940 war er dann über den Berg. 1942 profitierte das Amt A als integraler Bestandteil der Schutzstaffel endlich von einem jährlichen Parteietat. Bis zum Juli 1943 wurden 197 von 281 angeforderten Stellen bewilligt<sup>6</sup>. Damit war zunächst freilich nur die Gehaltslage fest angestellter Mitarbeiter geklärt. Für zusätzliche Gelder war das „Ahnenerbe“ nach wie vor auf andere Quellen angewiesen, hauptsächlich eben auf die altbewährte „Ahnenerbe“-Stiftung. Über die jährlichen Einnahmen und Ausgaben der Forschungsgemeinschaft gibt es keine verlässlichen Zahlen; die Recherchen werden heute insbesondere dadurch erschwert, daß manche Aktionen des „Ahnenerbes“ von fern abliegenden Stellen finanziert wurden: so vom Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums, vom Reichsfinanzminister und vom Reichsforschungsrat, um hier nur die wichtigsten zu nennen. Im Rechnungsjahr 1938/39 scheint das „Ahnenerbe“ annähernd 700 000 RM erhalten zu haben, 1939/40 waren es – trotz der Sparmaßnahmen – schon fast 850 000 RM<sup>7</sup>. Hiervon trug die „Ahnenerbe“-Stiftung über 700 000 RM bei, während die Deutsche Forschungsgemeinschaft vorerst gänzlich ausschied<sup>8</sup>, dann aber, hauptsächlich in Gestalt des Reichsforschungsrates, wieder ins Bild rückte<sup>9</sup>. Ein Großteil der Gelder für die Stiftung wurde durch Darlehen von der Dresdner Bank beschafft, im Februar 1940 allein 100 000 RM<sup>10</sup>. Auch das Hauptamt Verwaltung und Wirtschaft Oswald Pohls steuerte Mittel bei<sup>11</sup>. Beträchtliche Ressourcen erhielt die Stiftung aus der Kasse des RKF, offiziell dazu bestimmt, die Volkstumsarbeit in Polen, in Südtirol und, zum Teil, in den germanischen Ländern zu bestreiten<sup>12</sup>. Ab 1942 kamen die Reichsmittel für das Institut für Wehrwissenschaftliche Zweckforschung hinzu – nach Aussagen Sievers' waren es jährlich etwa 100 000 bis 150 000 RM<sup>13</sup>. Wenn Sievers in Nürnberg meinte, das „Ahnenerbe“ habe in den letzten Jahren zwischen 885 000 und 1 000 000 RM ausgegeben<sup>14</sup>, so wird dies sicherlich nur für einen speziellen, vom Reichsgeschäftsführer nicht näher definierten Komplex des Gesamtbetriebes gegolten haben. Das läßt sich daraus schließen, daß das „Ahnenerbe“ im Haushaltsjahr 1943/44 nachweislich 1 400 000 RM zur Verfügung hatte<sup>15</sup>, wovon die „Ahnenerbe“-Abteilung „Germanischer Wissenschaftseinsatz“ den Großteil, aber gewiß nicht alles beanspruchte. Soweit sich ermitteln ließ, hat Himmler aus seinem Sonderkonto „R“, das vom notorischen „Freundeskreis“ liquide gehalten wurde, nur hin und wieder Beträge für sein „Ahnenerbe“ abgehoben (so ab 1941 eine monatliche Pfründe für Nini Diehl-Rascher<sup>16</sup>), was eigentlich erstaunt, bedenkt man, daß Himmler den Kreis 1936 annektiert hatte, um seinen kulturellen Hobbys zu frönen<sup>17</sup>.

Vergleicht man heute den Etat des „Ahnenerbes“, der sich von 1942 bis 1945 in Regionen bis zu zwei Millionen Reichsmark jährlich bewegt haben dürfte, mit den Budgets verwandter Organisationen, so schneidet die Forschungsstelle Himmlers gut, aber nicht gerade glänzend ab. In seinem besten Jahr erhielt Walter

Franks Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, das auch nicht annähernd die Größe des „Ahnenerbes“ erreichte, 255 450 RM (1944)<sup>18</sup>, die Dienststelle Rosenberg 3,8 Millionen RM (1939), wobei zu bedenken ist, daß letztere schon vor dem Kriege ein offizielles Parteiamt darstellte und als solches besonders großzügig von Reichsschatzmeister Schwarz bedacht wurde – nie vermochte Rosenberg alle seine Planstellen zu füllen<sup>19</sup>. Ein ganzes Ministerium, etwa das von Joseph Goebbels, hatte 1939 97 Millionen für seine diversen Aufgaben in der Kasse<sup>20</sup> – auch Goebbels ging bekanntlich sehr großzügig mit Geldern um. Die Gegenüberstellung beweist, daß die „Ahnenerbe“-Chefs trotz der Schwierigkeiten mit dem unrentablen Ahnenerbe-Stiftung Verlag gut hauszuhalten wußten; Geldverschwendungen wurden intern des öfters gerügt, eine praßsüchtige Gestalt wie der Professor Walter Frank hätte sich im Hause des puritanischen Heinrich Himmler auch niemals behaupten können.

Um so beeindruckender ist die Tatsache, daß es der Forschungsgemeinschaft bis 1944/45 trotz des verhältnismäßig bescheidenen Budgets gelang, die Anzahl seiner Mitarbeiter beträchtlich zu steigern, ein Unterfangen, das durch die kriegsmäßig angespannte Personallage nicht gerade erleichtert wurde. Insgesamt will Sievers gegen Ende ungefähr 300 Mitarbeiter beschäftigt haben, technisches und Büropersonal miteingeschlossen<sup>21</sup>. Stimmt diese Ziffer, so stellt sie über das Jahr 1940<sup>22</sup> eine Erhöhung von annähernd 30 % dar – eine Statistik, die jedem Kriegsbetrieb im Lande zur Ehre gereicht hätte. Nach einer Aufstellung von Anfang Dezember 1944<sup>23</sup> besaß das Amt A damals 289 Mitarbeiter, davon allein 102 Frauen – diese Zahl reflektiert den seit 1939 stetig höher bewerteten Einsatz weiblicher Kräfte. Von den 187 Männern bekleidete der Großteil, nämlich 143, Positionen in der SS und Polizei; 45 standen im aktiven Fronteinsatz.

Man sieht: das Kontingent von SS-Leuten, das das „Ahnenerbe“ seit 1939 stellte, war bis Kriegsende keineswegs kleiner geworden. Die überwiegende Mehrheit dieser SS-Männer diente in der Waffen-SS; das war ganz natürlich, denn mit Kriegsbeginn wurden die schwarzberockten Mitglieder des „Ahnenerbes“ zunehmend in die Waffen-SS, und nicht etwa die Wehrmacht, eingegliedert, auch die sogenannten „Ehrenführer“. Dies geschah nach den Gesetzen, welche die Entwicklung der Schutzstaffel in den letzten fünf Jahren generell bestimmten: die Allgemeine SS, so schreibt George H. Stein, wurde mehr und mehr von den SS-Feldeinheiten aufgesogen, bis sie 1945 nur noch 40 000 Mann betrug<sup>24</sup>. Ob Waffen-SS oder nicht: stets ging das Bestreben der „Ahnenerbe“-Chefs dahin, Neuankömmlinge, aber auch alteingesessene „Tätige Mitglieder“, in die SS zu übernehmen<sup>25</sup>, das galt nach einem ausdrücklichen Wunsche Himmlers insbesondere für Abteilungsleiter<sup>26</sup>. Doch eingedenk der ursprünglichen Schutzfunktion des „Ahnenerbes“ hat Himmler die SS-Mitgliedsfrage auch nach 1939 nicht forciert; so gelang es einigen Mitarbeitern, etwa Dirlmeier, die SS-Aufnahmeformulare taktvoll zu ignorieren<sup>27</sup>, andere, wie Wolfgang Krause, wurden gänzlich verschont. Neben 143 männlichen SS- und Polizeiangehörigen gab es demnach Anfang Dezember 1944 immerhin noch 34 Nichtmitglieder<sup>28</sup>, das entsprach einem guten Fünftel der gesamten männlichen Belegschaft – für ein SS-Amt war das ein außergewöhnlich hoher Anteil.

Gehörte man als „Ahnenerbe“-Mitarbeiter aber erst einmal zur SS-„Gefolgschaft“, wie Reichsgeschäftsführer Sievers seine Tätigen Mitglieder liebevoll titulierte<sup>29</sup>, so war es fast unmöglich, der dienstmäßigen Reglementierung zu entinnen, die noch

nicht einmal vor der Privatsphäre des einzelnen haltzumachen schien. Selbst am Beispiel des innerhalb der SS-Hierarchie so ziemlich an unterster Stelle rangierenden SS-„Ahnenerbes“ versuchte Himmler zu zeigen, was es hieß, der schwarzen und feldgrauen Elite anzugehören. Hauptamtliche Angehörige des Persönlichen Stabes, RFSS, hatten sich nach jedem Luftangriff auf Berlin automatisch im SS-Dienstgebäude in der Prinz-Albrecht-Straße einzufinden<sup>30</sup>; das ließ sich angesichts der Ausnahmesituation noch ertragen. Der Totalitätsanspruch des Regimes wurde deutlicher, wenn von jedem ein Beitrag für die Reichsstraßensammlung gefordert wurde, besonders dann, wenn deren lokale Durchführung wie im Spätherbst 1943 in den Händen der SS lag<sup>31</sup>. Auch an der von oben dekretierten Schweigepflicht konnte sich ein Individualist schon recht wund stoßen<sup>32</sup>; manche, wie zeitweilig Ernst Schäfer, hingen sogar von einem speziellen Veröffentlichungsverbot des Reichsführers-SS ab<sup>33</sup>. Und wollte man etwa feindliche Rundfunksender abhören, so berechnete die Mitgliedschaft in der SS noch lange nicht dazu. Mußte man es aus beruflichen Gründen dennoch tun (Schmidt-Rohr), so hatte man Sondergenehmigung zu beantragen<sup>34</sup>. Von geistiger Freiheit konnte eben in der nationalsozialistischen Elite-Organisation keine Rede sein. Schwer wog die Unterstellung der gesamten „Gefolgschaft“ unter die SS- und Polizeigerichtsbarkeit, die seit Oktober 1939 neben der Gerichtsbarkeit der Wehrmacht und jener der zivilen Instanzen bestand<sup>35</sup>. Nachdem Himmler am 17. Juli 1941 verfügt hatte, daß auch die weiblichen, bei einer SS-Dienststelle beschäftigten Hilfskräfte seiner Gerichtsbarkeit unterlägen, mußten sogar neuangeworbene Stenotypistinnen des „Ahnenerbes“ einen Revers unterschreiben, in dem sie die Zuständigkeit der SS- und Polizeigerichte „sowohl wegen nichtmilitärischer, als auch wegen militärischer Straftaten“ anerkannten<sup>36</sup>. Mindestens in einem Fall ist Angehörigen des Amtes A das Eingreifen eines derartigen Gerichts angedroht worden, und zwar nach so geringfügigen Vergehen wie Entnehmen von Büromaterial und Ausschrauben von Glühbirnen<sup>37</sup>. In das Privatleben drang das „Ahnenerbe“ als Dienststelle der SS vornehmlich auf einem Sektor tief ein: im Bereich der Ehe und des Liebeslebens. Dies geschah freilich ganz in der Konsequenz jener biologischen Anschauungen Heinrich Himmlers, die den Reichsführer-SS bereits veranlaßt hatten, „Lebensborn“-Heime zu errichten und sich der Frage einer gesteuerten Kindererzeugung zuzuwenden. Der Bevölkerungspolitiker Himmler ließ da selbst bei seinen SS-Wissenschaftlern keine Milde walten. Beförderungen wurden seit 1939 auch im „Ahnenerbe“ von Familienstand und der Zahl der Kinder, besonders der Knaben, abhängig gemacht; keiner hat dieses Prinzip bekanntlich mehr beherzigt als Dr. Sigmund Rascher. Dr. Alarich Augustin, einst gleich Sievers Herman Wirths wissenschaftlicher Assistent in Bad Doberan und 1943 des „Ahnenerbes“ Mann im flämischen Brüssel, wurde im Juni nur unter der Bedingung zum SS-Untersturmführer befördert, daß er schleunigst heirate<sup>38</sup>. 1944, als der Reichsführer Massen für seine Waffen-SS benötigte, geriet seine Neigung für blondhaarige und blauäugige SS-Kinder zur Manie. Bald nach Führers Geburtstag ließ er ein Rundschreiben bei sämtlichen SS-Amtschefs zirkulieren, das auf dem Routinewege auch den Kurator des „Ahnenerbes“ in München erreichte. Rektor Wüst schob die Verantwortung diskret an die Reichsgeschäftsführung ab. Der Reichsführer-SS habe „wiederum bei Vortrag der Beförderungen zum 20. April 1944 zum Ausdruck gebracht, daß die Amtschefs die ihnen unterstellten SS-Führer, Unterführer und Männer dringend zum Heiraten anzuhalten

haben und die bereits verheirateten SS-Angehörigen unbedingt für Kinder sorgen müßten“. Weiter hieß es: „Der Herr Kurator ersucht Sie um einen Vorschlag, wie dieser Hinweis den Angehörigen des Amtes A in geeigneter Form zur Kenntnis gebracht werden kann.“<sup>39</sup>

Gleichwohl: je weiter man sich vom Nervenzentrum der Forschungsgemeinschaft entfernte, desto höher war die Chance, sich den von der SS geforderten Auflagen entziehen zu können. Dies um so eher, als der Prozeß der physischen Dezentralisation, der schon längst vor dem Kriege eingesetzt hatte, insbesondere nach 1943 katastrophale Formen annahm. Ein wesentliches negatives psychologisches Moment lag in der Verlegung der Berliner Reichshauptstelle selbst. Am 12. Juli 1943 befahl Himmler dem Reichsgeschäftsführer, er solle sich um eine „Ausweichstelle“ für das Amt A und „das gesamte wissenschaftliche Material“ an einen bombensicheren Ort im Reich bemühen<sup>40</sup>. Ende Juli stand es fest: das „Ahnenerbe“ würde nach Waischenfeld in Oberfranken ziehen, wo die Volksdeutsche Mittelstelle ein SS-Lager unterhielt, das für den neuen Zweck geräumt werden konnte<sup>41</sup>. Am 16. August traf der letzte der insgesamt acht Waggonen von Berlin in Waischenfeld ein<sup>42</sup>. Nach und nach zogen dann auch die Außenstellen von den Städten in die Provinz; damit wurde der Dezentralisation weiter Vorschub geleistet. Pläßmann ging wahrscheinlich schon im Sommer 1943 von Berlin nach Tübingen, Schäfer von München nach Schloß Mittersill<sup>43</sup>. Professor Wolfram siedelte 1944 von Wien in das Dörfchen Traismauer um<sup>44</sup>, Otto Huth suchte, aus Straßburg kommend, im Dorf Dambach Quartier<sup>45</sup>. Dagegen mußte der Kurator trotz intensiver Bemühungen in München ausharren<sup>46</sup>; in Berlin blieben der Ahnenerbe-Stiftung Verlag und die Dienststelle des GWE unter Schneider<sup>47</sup>.

## 2. Der Amtschef und sein Stellvertreter

Ex-Kurator Wüst hat nach dem Kriege gemeint, der Zustand der Dezentralisation sei vom Reichsgeschäftsführer „— um seines Gesamtkonzeptes willen — toleriert, ja sogar gefördert worden“<sup>48</sup>. Das erscheint jedoch fraglich. Vielmehr wird Sievers genau gewußt haben, daß im Zuge einer fortschreitenden Aufsplitterung seiner Organisation Kommunikationskanäle und Befehlswege verstopft, wenn nicht gänzlich unterbrochen würden, was der Exekutive, die Sievers zu verkörpern sich bemühte, nur abträglich sein konnte. Dies aber ist richtig: der einzige Faktor, der den Kräften der Auflösung in der Forschungsgemeinschaft Himmlers nach 1943 noch entgegenzusetzen war, bot sich in der Gestalt des Reichsgeschäftsführers und seines Amtes. Er war es, der noch bis zuletzt versuchte, die Fäden in der Hand zu halten, seine Ruhe zu bewahren. Daß ihm das nur unzureichend gelang, zeigt das Beispiel der böhmisch-mährischen Vorgeschichtsforschung. Ja es scheint, als sei der allmächtige Reichsgeschäftsführer des „Ahnenerbes“ gegen Ende doch noch von der Last der auf ihn einstürmenden Aufgaben überwältigt worden; zu sehr wuchs ihm die Arbeit über den Kopf.

Es gibt keinen Zweifel: es war Sievers' Verdienst, daß das „Ahnenerbe“ sich zu der gewaltigen Organisation von über vierzig wissenschaftlichen Abteilungen entwickelte, die es 1943 darstellte. Wolfram Sievers war einer jener intelligenten Technokraten in der SS, denen das Organisieren und Verwalten zur zweiten Natur

wurde. Dabei kannte der Reichsgeschäftsführer, der innerhalb kürzester Zeit zum SS-Standartenführer aufstieg<sup>49</sup>, schon seine Grenzen. Wissenschaftler sei er nicht, hat er wiederholt betont. Als er eingeladen wurde, einen zeitgeschichtlichen Vortrag vor der Auslandsorganisation der NSDAP in Rom zu halten, lehnte er bescheiden ab: „Ich bin kein Historiker, und deshalb kommt es mir auch nicht zu, über die geschichtlichen Grundlagen des neuen Europa zu sprechen.“<sup>50</sup> Dagegen betrachtete er sich als Hebamme der Forschung. „Meine Aufgabe ist ja nur, den Forschern die Wege zu ebnen“, schrieb er im Januar 1943, „und Arbeiten, die der Reichsführer-SS befiehlt, auf schnellstem Wege zur Durchführung zu bringen. Das allerdings kann ich beurteilen — wer nämlich schneller arbeitet.“<sup>51</sup>

Sievers' Stellung im Amt A besaß innerhalb der SS kaum eine Parallele. Ihm standen Tor und Türen offen, jede äußerliche Ehre wurde ihm zuteil. Als er 1941 kurzfristig zur Leibstandarte Adolf Hitler einrücken sollte, um den auch für hauptamtliche Führer in der Allgemeinen SS obligatorischen Waffen-SS-Dienst abzuleisten, bekleidete er technisch zwar den Rang eines SS-Schützen, durfte sich aber in der Uniform eines Standartenführers (Obersten) der Waffen-SS bewegen. Das war in der SS bislang noch nicht dagewesen<sup>52</sup>. Als 1942 das Amt A geschaffen wurde, trug Himmler Sievers die Würde eines „Stellvertretenden Amtschefs“ an — eine Position, die das Führerprinzip in der Schutzstaffel sonst nirgendwo erlaubte<sup>53</sup>. Sievers wurde — neben Wüst und dem weithin bekannten Ernst Schäfer — im Frühjahr 1942 als Mitglied des Himmler-eigenen „Freundeskreises“ berufen<sup>54</sup>, dessen exklusive Treffen im Berliner „Haus der Flieger“ er so regelmäßig wie möglich absolvierte<sup>55</sup>, schon der wichtigen Beziehungen wegen. Auf diesem Spielfeld der deutschen Industrie und Hochfinanz traf er mit den Wirtschaftsführern Blessing, Keppler, Bingel (Siemens) und Mayer (Dresdner Bank) zusammen, deren Bekanntschaft er für sein „Ahnenerbe“ nutzte. Es war Sievers, der das kulturelle Programm des illustren Zirkels im April 1943 mit einem Vortrag des „Ahnenerbe“-Adepten Jankuhn über den normannischen Teppich von Bayeux anreichern ließ, den der Professor im Auftrage Himmlers gerade untersuchte<sup>56</sup>. Höflich bat er im Februar 1944, den „Jahrweiser Deutsches Ahnenerbe“ unter den Freunden des Reichsführers verteilen zu dürfen, fügte sogar noch für jeden einen SS-Kalender hinzu<sup>57</sup>. Auch zu anderen SS-Gremien fand Sievers Zugang. So wurde er des öfteren zu den „Führerabenden“ des Amtes III im Reichssicherheitshauptamt (SD Inland) eingeladen; am 8. März 1943 lauschte er bei dieser Gelegenheit einem Vortrag Prof. Dr. Otto Höflers über „Skandinavismus“<sup>58</sup>, gut fünf Wochen später gab es eine Filmvorführung über den Einsatz der Sicherheitspolizei und des SD auf der Krim<sup>59</sup>. Zum Allerheiligsten, dem Büro des Reichsführers-SS, hatte Sievers als einer der wenigen SS-Führer direkten Zutritt. Des öfteren aß er mit Himmler zu Mittag; dabei wurden, wie Himmler das so zu halten pflegte, wichtige Dienst-sachen besprochen<sup>60</sup>. Auf sein Verhältnis zum Reichsführer ließ Sievers denn auch niemals etwas kommen. Als er einmal von anderer Seite in der SS eine Verleumdung gegen seine Person befürchtete, schrieb er an den zuständigen Kameraden, da es „immerhin nicht ausgeschlossen ist, daß diese unwahre Behauptung auch an den Reichsführer-SS herangetragen wird, und ich keine Lust habe, durch einen Verleumder beim Reichsführer-SS einer Handlungsweise bezichtigt zu werden, die der Reichsführer von mir nicht gewohnt ist und nicht kennt“, möge ihm der Betreffende genannt werden<sup>61</sup>.

Im Verhältnis zu seinen Untergebenen galt Sievers als kühler, etwas distanzierter, aber um der Sache willen stets einsatzbereiter Chef. Doch den meisten gab seine Persönlichkeit Rätsel auf. Seiner persönlichen Sekretärin erscheint er im Rückblick als „ein ausgesprochener Vorgesetzten-Typ mit allen dazugehörigen Schwächen und den unterstellten Mitarbeitern gegenüber im Bedarfsfalle von einer großzügigen, herablassenden Jovialität“<sup>62</sup>. Zotz bezeichnet ihn heute als „aalglatt und eiskalt“<sup>63</sup>; nach Plaßmanns Erinnerung nannte man ihn wegen häufiger melancholischer Anwandlungen seit 1940 „Wolfram den Düsteren“<sup>64</sup>. Kaum einer der damaligen Vasallen, die Sievers in seinem riesigen Berliner Arbeitszimmer gewöhnlich mit dem Rücken zur Tür gewandt zu empfangen pflegte<sup>65</sup>, hätte damals gehaut, daß der Reichsgeschäftsführer deutsche Lyrik liebte, Badsche Partituren zu interpretieren verstand und sich für ein barockes Klavichord zu begeistern vermochte. Der oftmals kaltschnäuzige Umgangston des SS-Führers hätte einen derartigen Verdacht niemals aufkommen lassen. Sievers konnte scharfe dienstliche Verweise erteilen, insbesondere dann, wenn der von ihm über alles geschätzte Dienstweg nicht eingehalten wurde<sup>66</sup>. Darüber hinaus aber befeiligte er sich oft eines Sarkasmus, dessen verletzende Art nur zu sehr an das Gebaren des RSHA-Chefs Reinhard Heydrich erinnert. Wenige Kostproben mögen hier genügen. Als der Ahnenerbestiftung Verlag einmal in den Fehler verfiel, „C. S. R.“ statt „Protektorat“ zu schreiben, rügte Sievers: „Ich weiß wirklich nicht, ob hier die Gedankenlosigkeit oder die Tiefe des Schlafes größer ist. Jedenfalls ist es unglaublich, daß 1943 eine Dienststelle des Reichsführers-SS das Verschwinden der C. S. R. noch nicht zur Kenntnis genommen hat. Dieser Fall ist durchaus reif für das *Schwarze Korps*.“<sup>67</sup> Noch spöttischer gehalten ist ein Schreiben an den Höhlenfachmann Brand, das wie aus einem Briefsteller für Behörden anmutet. „Der Ton dieses [Brandschen] Briefes paßt für einen Kaninchenzuchtverein, aber nicht für eine Dienststelle der SS“, konstatierte Sievers, nachdem Brand einen Diebstahl gemeldet hatte. „Wenn Sie an eine Dienststelle der Polizei schreiben, daß Sie Ihr möglichstes versuchen wollen, der Täter habhaft zu werden, dann kriegt der betreffende Gendarmeriemeister höchstens einen Lachkrampf. Denn wie wollen Sie der Täter habhaft werden ohne Hilfe der Polizei?“<sup>68</sup> Daß Sievers Schwarzen Humor besaß, merkte auch der Pflanzengenetiker Brücher, der 1944 einige Sonderführer des Reichsleiters Rosenberg an der Ostfront beim Ostministerium angezeigt hatte, wodurch das „Ahnenerbe“ in eine hochnotpeinliche Lage geraten war. Sievers erläuterte das so: „Mein lieber Brücher! Sie sind Artillerist und ein frischer Draufgänger. Selbstverständlich wünschen Sie als solcher Ihre Gegner so zu erledigen, daß sie nicht wieder aufstehen. Das geschieht natürlich am sichersten mit der jeweils besten, also möglichst modernsten Waffe. Für den direkten Beschuß ist das in bestimmten Fällen die rückstoßlose Kanone. Hat todsichere Wirkung. Aber wenn man ihre Handhabung nicht kennt, auch für einen selber. Sie haben Ihren Bericht ‚über einen Bekannten‘ vertrauensselig an die Dienststelle Rosenberg geleitet. Dafür sitzt Ihnen der ganze Schmutz des Rückstoßes jetzt in der Schnauze. Sie haben sich die Augen verbrannt und die Finger dazu. Insgesamt eine schöne Bescherung für uns.“<sup>69</sup> Tatsächlich bekleidete Sievers damals eine Stellung, die jene seines nominellen Vorgesetzten, des Kurators Walther Wüst, an eigentlichen Machtbefugnissen weit übertraf. Seit 1939 kann man von einer Entwicklung sprechen, innerhalb derer Sievers die Kompetenzen des Kurators stillschweigend zu usurpieren suchte, was bis zu

einem gewissen Grade gelang, bis Wüst selbst sich auf seine ursprüngliche Führungsrolle besann, da aber war es schon zu spät. Diese Verschiebungen im Kräfteverhältnis zwischen Reichsgeschäftsführer und Kurator gehören sicherlich zu den bedeutendsten Vorgängen in der Geschichte des „Ahnenerbes“, sind aber mangels zuverlässiger Indizien<sup>70</sup> sehr schwer zu erspüren.

Sievers hat in Nürnberg an den Kern der Spannungen mit dem Kurator gerührt, als er meinte, dessen „kleinliche Auffassung“ habe sich von seiner eigenen „großzügigen Einstellung“ abgehoben<sup>71</sup>. Zwar haben nach dem Kriege auch andere dem Alt-Kurator Akribie besonders in wissenschaftlichen Dingen bescheinigt<sup>72</sup>, doch dürfte dieser Umstand nicht die eigentliche Ursache für die Auseinandersetzung zwischen Sievers und Wüst gebildet haben. Sie war vielmehr institutioneller Natur. Schon per Satzung war das Vorgesetztenverhältnis Wüst-Sievers im Januar 1939 nicht mehr eindeutig definiert worden; im administrativen Bereich war Sievers völlig autonom<sup>73</sup>. Die Tatsache, daß er hier besonders nach Kriegsausbruch eine für jeden Eingeweihten erstaunliche Geschäftigkeit entfaltete, mußte unweigerlich die formellen Kompetenzen des Kurators, laut denen dieser für die wissenschaftliche Tätigkeit und die Benennung der anzuheuernden Forscher verantwortlich war<sup>74</sup>, in den Schatten stellen, schon deshalb, weil in der Folgezeit rein wissenschaftliche Arbeit nicht mehr so viel zählte wie beispielsweise kulturpolitischer Einsatz. Sievers hatte beizeiten entschieden, den Einflußbereich des Kurators bewußt zu beschneiden, indem er seine eigene Prärogative ungehörig aufblähte. Dabei war er gewillt, es zum Eklat kommen zu lassen; was immer geschah, er wollte ein Exempel statuieren. So hat er sofort nach Kriegsausbruch eigenmächtig sämtliche „Ahnenerbe“-Abteilungen schließen lassen, nur, um sie kurze Zeit später wieder zu eröffnen<sup>75</sup>. Sievers deklarierte dies als administrative Handlung, zu der er satzungsmäßig befugt sei; Wüst aber fühlte sich in seiner Machtsphäre verletzt. Mitte September kam dem Kurator dann zu Ohren, Sievers habe mit gewissen Abteilungsleitern wegen Fortführung oder Schließung ihrer Pflegstätten verhandelt. Wüst verwahrte sich dagegen, indem er sich auf § 7 der letzten Satzung berief<sup>76</sup>. Das war völlig unsinnig, denn § 7 sicherte dem Kurator lediglich „die wissenschaftliche Leitung der Gemeinschaft im Rahmen der ihm vom Präsidenten [Himmler] erteilten Weisungen“ zu<sup>77</sup>. Sievers dementierte auch sogleich zum Schein; er habe lediglich auf Anfrage mitgeteilt, daß bis zu einer Entscheidung des Präsidenten nichts geschehen könne<sup>78</sup>. In einem Punkte allerdings hätte Walther Wüst recht gehabt — aber er hat ihn nicht beachtet — nämlich darin, daß Sievers den ihn SS-rangmäßig überragenden Kurator aus Anstand vorher hätte konsultieren müssen. Der Rangunterschied zwischen Wüst und Sievers, der in der SS-Hierarchie verankert war, kam bis 1942 deshalb nicht zum Tragen, weil Wüst für Sievers SS-mäßig nicht als der propere Vorgesetzte galt. Denn hier zählte das Dienstverhältnis, das im Rahmen des SS-Hauptamtes Persönlicher Stab, RFSS, definiert wurde. Mithin unterstand Sievers dem Stabsführer des Hauptamtes nicht auf dem Wege über Wüst, sondern direkt. Wüst desgleichen, aber er fügte sich niemals so fest in diese Bahn ein wie Wolfram Sievers, da er hauptberuflich nicht SS-Führer, sondern Universitätsprofessor war. Der wirkliche Chef sowohl für Sievers als auch für Wüst war natürlich Heinrich Himmler selbst, und zwar gleich aus zwei Gründen: einmal satzungsmäßig bedingt als „Präsident“ des „Ahnenerbes“ e. V., zum anderen als Reichsführer-SS, der einem SS-Standardenführer und einem SS-Oberführer jederzeit Befehle erteilen konnte. Das schon

recht komplizierte Dienstverhältnis zwischen Sievers und Wüst wurde 1942 mit der Errichtung des Amtes A noch weiter verwirrt. Der Titel des Amtschefs zog den Professor stärker in die Befehlsstruktur der Schutzstaffel hinein und erlegte ihm, zumindest formal, für alles, was in seinem „Amte“ geschah, die Verantwortung auf. Daß Sievers „Stellvertretender Amtschef“ wurde, läßt vermuten, daß das seit 1939 bestehende Paritäts-Verhältnis zwischen Reichsgeschäftsführer und Kurator in Richtung einer wirklichen Amtsunterstellung korrigiert werden sollte. Vielleicht hat Himmler dies sogar bezweckt, weil ihm der einstmals kleine Reichsgeschäftsführer mittlerweile zu mächtig geworden war. Doch in der Praxis hat sich die Maßnahme nicht in diesem Sinne ausgewirkt, einmal, weil Sievers seit langem alle Fäden in der Hand hielt, zum zweiten, weil er Wüst damals schon zu sehr isoliert hatte, als daß dieser die Initiative noch hätte ergreifen können. Er sollte sie auch nicht mehr erlangen.

Denn inzwischen hatte Sievers seine Kampagne gegen den Kurator schon gehörig vorangetrieben. Aufschluß darüber gibt eine Tagebucheintragung des Reichsgeschäftsführers aus dem Jahre 1941. Zum 27. Februar heißt es in Sievers' Diarium: „Bei SS-Stubaf. Dr. Brandt zum angesetzten Termin einer Besprechung mit dem Kurator. Da der Kurator nicht erschienen, bespricht SS-Stubaf. Dr. Brandt die vorliegenden Angelegenheiten hinsichtlich der wissenschaftlichen Führung des ‚Ahnenerbes‘ allein mit mir.“<sup>79</sup> Diesen Satz dürfte Sievers nicht ohne eine gewisse Genugtuung in sein Tagebuch geschrieben haben. In den darauffolgenden Jahren trat Wüst spürbar in den Hintergrund des Geschehens. Nicht daß Himmler das persönliche Vertrauen in seinen „Beichtvater“, wie Wüst von einem ehemaligen „Ahnenerbe“-Mitglied einmal charakterisiert worden ist<sup>80</sup>, verloren hätte – die Episode an Heydrichs Grab beweist das Gegenteil<sup>81</sup>. Aber je mehr Wüst bewußt wurde, daß Sievers das „Ahnenerbe“ als seine ureigene Domäne betrachtete, die er ostentativ mit allem erdenklichen Geschick zu leiten verstand, desto mehr scheint sich der Professor in die Sicherheit der Münchener Universität zurückgezogen zu haben, mit deren Interessen er sich im übrigen weitgehend identifizierte. Daß Wüst durch sein Gehabe ganz das Hochschulkonzept der SS durchkreuzte, dürfte ihm im einzelnen gar nicht einmal so sehr bewußt gewesen sein, aber er tat es zwangsläufig.

Die Auswirkungen dieser resignierenden Haltung Wüsts werden am Beispiel der Abteilung „Germanischer Wissenschaftseinsatz“ deutlich. Sievers hat in Nürnberg mit Recht hervorgehoben, die Wissenschaftler des GWE hätten dem Kurator ebenfalls unterstanden. In der Tat war Wüst für ihre wissenschaftliche Tätigkeit (laut Satzung, § 7) als Kurator ebenso verantwortlich wie für ihre Mitgliedschaft im SS-Amt „Ahnenerbe“ als Amtschef<sup>82</sup>. (Das galt übrigens nicht für die Arbeiten in Polen oder in Südtirol, die innerhalb der Organisation „Ahnenerbe“ in keiner speziellen Abteilung zusammengefaßt waren, wenn Sievers sich im September 1941 in München auch mit dem Kurator wegen möglicher Ernennung von Fachleuten in der Gottschee beriet<sup>83</sup>.) Sievers hat Wüst jedoch schon zu Anbeginn der germanischen Arbeit aus seinem Wirkungsfeld herausgehalten. Als im Sommer 1942 beispielsweise der Stabsbefehl Bergers formuliert wurde, der das „Ahnenerbe“ im August offiziell beauftragte, mußte Wüst erst ausdrücklich den Durchschlag eines (von Sievers angefertigten!) Entwurfs erbitten; der Reichsgeschäftsführer hatte dem Kurator von sich aus keinen zugesandt<sup>84</sup>. Wüst hat dann zwar in seiner Eigenschaft als Amtschef Amt A am 15. und 16. April 1943 in Den Haag und Brüssel

einen obligaten Vortrag gehalten<sup>85</sup>, dabei blieb es aber einstweilen. Ende des Monats stand fest, daß der Kurator zum germanischen Tagungsprogramm in Hannover keinen Beitrag beisteuern solle<sup>86</sup>; diese Entscheidung traf wahrscheinlich Sievers. Gewiß, dies sollte den Kurator nicht unbedingt von der Tagung ausschließen, Wüst hat sich dann aber doch Anfang Mai indigniert als „krank“ melden lassen, nicht ohne für Sievers die resignierende Feststellung zu treffen, „daß Sie schließlich der Stellvertretende Amtschef seien, der das ebenso gut in Hannover erledigen könne“<sup>87</sup>. Freilich war dieser Bruch in der „Ahnenerbe“-Führung nicht für alle offenbar. Sogar Abteilungsleiter Dr. Hans Schneider, der federführende Mann der Abteilung GWE, hatte keine Ahnung. Naiv regte er auf der Tagung an, man müsse zwecks stärkerer Zentralisierung der germanischen Wissenschaftsarbeit an SS-Gruppenführer Berger (als Chef des SS-Hauptamtes) und SS-Oberführer Wüst (als Chef des Amtes A) herantreten<sup>88</sup>. Und noch im April 1944 wollte Schneider irrigerweise die Autorität des „Ahnenerbe“-Kurators zur Weiterarbeit im stagnierenden norwegischen Milieu anrufen<sup>89</sup>, doch Sievers wußte es besser.

Der Reichsgeschäftsführer ließ Wüst in einem recht komfortabel eingerichteten Haus in der vornehmen Münchener Widenmayerstraße an der Isar residieren und stellte ihm, offiziell als dem Amtschef und Rektor, einen geräumigen Steyr-Wagen zur Verfügung<sup>90</sup>, wohl in der Hoffnung, daß Wüst künftig Ruhe geben werde. Tatsächlich will Wüst am 12. November 1943 dem Reichsführer-SS im Münchener Hotel „Vier Jahreszeiten“ seinen Rücktritt als Kurator angeboten haben, worauf der Chef „schwer verstimmt“ reagiert haben soll<sup>91</sup>. Möglicherweise war es Himmler selbst, der den Gelehrten bewogen hat, den jahrelangen Affront zu vergessen und seine Zurückhaltung abzulegen. Denn Himmler beraumte laut Tagebuch Sievers' für den 8. März 1944 eine Zusammenkunft einiger maßgeblicher Naturwissenschaftler des „Ahnenerbes“ (einschließlich der Ärzte Rascher und Hirt) in Salzburg an, wo er in Abständen Hof zu halten pflegte<sup>92</sup>. Die Tatsache, daß neben Sievers auch Wüst ausdrücklich geladen worden war<sup>93</sup>, wird dem Kurator neuen Auftrieb verliehen haben, zumal er bei der Errichtung des Wehrwissenschaftlichen Zweckforschungsinstituts zum Nutzen des „Institutsdirektors“ Sievers beiseite geschoben worden war und sich seitdem in den Arbeitsgang dieses Instituts nicht eingemischt hatte. An der besagten Besprechung in Salzburg, während der Hirt über seine „L-Therapie“ berichtete, hat Wüst dann aber wirklich teilgenommen<sup>94</sup>. Schon einen Monat zuvor hatte er an Sievers geschrieben, man möge ihn über die neuen Vorschläge zu den SS-Beförderungen unterrichten<sup>95</sup>, gleichzeitig die Beförderung August Hirts zum Obersturmbannführer angeregt<sup>96</sup>; man sieht es: Wüst wollte nun wieder ins Zentrum des Geschehens rücken. Daß er selbst der Meinung war, keinen Zoll seiner Autorität aufgeben zu müssen, beweist sein aufschlußreiches Schreiben an Sievers vom 16. März 1944, in dem er sich auf seine Kompetenzen als Chef *sämtlicher* wissenschaftlicher Arbeiten im „Ahnenerbe“ beruft. „Auch bei den umgestellten oder von Anfang an [seit Herbst 1939] für ausschließlich kriegswichtige Zwecke arbeitenden Abteilungen halte ich die Einsendung von Tätigkeitsberichten für angebracht, da diese Forschungsstätten nun einmal im Rahmen des ‚Ahnenerbes‘ eingesetzt sind und von uns betreut werden; nachdem ich als Kurator letztlich die Verantwortung für die Leistungen und Ergebnisse auch dieser Institute trage, ist es notwendig, daß ich über den Gang der Arbeiten auf dem laufenden bleibe.“<sup>97</sup> Um diesen seinen Wünschen Nachdruck zu verleihen,

bestand Wüst in einer persönlichen Besprechung mit dem Reichsgeschäftsführer am 1. Juni 1944 auf Durchführung einer Abteilungsleitertagung<sup>98</sup>. Von diesen traditionellen Tagungen, auf denen wissenschaftliche Dinge zur Sprache gekommen wären und Wüst naturgemäß dominiert hätte, war bezeichnenderweise von Sievers seit Kriegsbeginn eine einzige (1941) arrangiert worden<sup>99</sup>. Und schließlich machte Wüst sich wieder stärker auf einem Sektor bemerkbar, auf dem er früher weit mehr Durchschlagskraft als der Reichsgeschäftsführer bewiesen hatte und wo er seine weitreichenden Beziehungen spielen lassen konnte: in der Personalpolitik. Wüst besann sich darauf, daß, wie Sievers in Nürnberg richtig erklärt hat<sup>100</sup>, Reichsgeschäftsführer *und* Kurator gegenüber den „Ahnenerbe“-Mitgliedern gemeinsame Aufsichtspflichten wahrzunehmen hatten. Und zwar galt es für den Amtschef im April 1944 erst einmal, sich in den gerade anlaufenden „Fall Rascher“ einzuschalten. Nachdem Wüst sich am 14. mit Sievers im Rektorat über die peinliche Angelegenheit ausgesprochen hatte<sup>101</sup>, nahm er Einsicht in die Akte Rascher, und zwar ausdrücklich in seiner Eigenschaft als Amtschef des Amtes A<sup>102</sup>. Im übrigen hat er sich auch mit Polizeipräsident Eberstein persönlich über den Fall unterhalten<sup>103</sup>. Fortan nahm Wüst an der Frage der Nachfolge Raschers im „Ahnenerbe“ regen Anteil. Von seinem in der Gewohnheit verankerten, wenn auch nicht in der Satzung verbrieften Recht, kommissarische Abteilungsleiter zu beauftragen (während die offizielle Ernennung dem Präsidenten vorbehalten war<sup>104</sup>), hatte der Kurator eigentlich noch nie gelassen. Nun aber traf Wüst eine regelrechte personalpolitische Entscheidung, indem er erklärte, Raschers designierter Nachfolger Dr. Plötner könne sicherlich zum „Ahnenerbe“ versetzt werden, eventuell könne man ihn auch auf eine freie Professur nach München berufen. Zum kommissarischen Abteilungsleiter möge man den Arzt außerdem erheben<sup>105</sup>.

Dennoch vermochte diese gesteigerte Aktivität das Prestige des Kurators nicht mehr zu retten; es hatte zu sehr gelitten. Die Spannungen mit Sievers verschärften sich zusehends. Als in der Frage des Münchener Rektorwechsels im Herbst 1944 an Wüst herangetragen wurde, Reichsminister Rust habe geäußert, der Professor könne nicht mehr „allen Wünschen des Reichsführers-SS gerecht werden“<sup>106</sup>, erbat Wüst von Sievers Aufklärung. Der Reichsgeschäftsführer machte nun ausgerechnet das angebliche Desinteresse des Kurators am Germanischen Wissenschaftseinsatz für das böse Gerücht verantwortlich, insofern, als allen Dienststellen bekannt sei, daß es Wüst wegen „Überbürdung“ nicht immer möglich sei, „alles, was man an Dich heranträgt und was man von Dir verlangt, unverzüglich zu erfüllen“<sup>107</sup>.

Innerhalb der Schutzstaffel hatte Wüsts Name damals keinerlei Gewicht mehr. Das merkte im Frühjahr 1945 sogar GWE-Abteilungsleiter Dr. Schneider. Im März wollte er, wiederum in Unkenntnis des wahren Sachverhalts, die Unpopularität des Kurators für den Verfall des „Ahnenerbes“ innerhalb der SS als Beweis anführen, währenddessen Sievers ganz genau wußte, daß nicht Wüst, sondern höchstens er selber, Schuld an den festgefahrenen Verhältnissen hatte. „Es wäre an sich selbstverständlich die Aufgabe des Amtschefs“, so schrieb Schneider an Sievers, „unser Amt so stark zu vertreten, daß es diese Führungsaufgabe tatsächlich heute übernehmen könne. Das ist, wie Sie auch wissen, nicht der Fall. Im Gegenteil müssen wir leider oft feststellen, daß das Ansehen, das der Herr Kurator persönlich in der SS hat, uns oft eher Türen verschlossen als geöffnet hat, wobei allerdings von Außenstehenden das ‚Ahnenerbe‘ zu Unrecht viel zu sehr mit der Person und der

Leistung des Herrn Kurators identifiziert wird und die übrigen Leistungen des ‚Ahnenerbes‘ übersehen werden. Jedoch ist es in diesem Fall nicht immer möglich, dem aufklärend entgegenzutreten, zumal man ja auch nach außen hin als Angehöriger eines Amtes über dessen innere Spannungen nicht sprechen will.“ Darauf wurde die Impotenz des Kurators etwas näher erklärt. Sobald in den Beziehungen mit anderen SS-Ämtern die Frage auftauche, „von wem wir eigentlich zu dieser umfassenden Arbeit legitimiert wären“, könne kein Zweifel sein, „daß wir eine Legitimation durch die Person des Herrn Kurators in diesem umfassenden Sinne leider nicht haben“. Der Brief schloß mit der Bitte um eine strenge Isolation des Amtschefs in der künftigen Arbeit des Germanischen Wissenschaftseinsatzes<sup>108</sup>. Exakter hätte das Prekäre an der Führungssituation Walther Wüsts so kurz vor Toresschluß wohl kaum pointiert werden können.

### 3. Der „Widerstand“ des Wolfram Sievers

Bezeichnenderweise haben es die Verteidiger Wolfram Sievers' in Nürnberg unterlassen, den Spannungen zwischen Reichsgeschäftsführer und Kurator auf den Grund zu gehen, weil nämlich sonst die Star-Rolle des ehemaligen Verlagskaufmannes in der SS offenbar geworden wäre. Das mußte nach Möglichkeit vermieden werden. Denn in Nürnberg war man unter den Anhängern des Angeklagten Sievers eifrig damit beschäftigt, eine Legende zu fabrizieren – die Legende vom Widerstand des braven Bürgers, der sich im Auftrage einer Widerstandszelle schon früh in die böse SS geschlichen hätte, um deren Umtriebe bis ins einzelne zu erkunden. Von unermüdlichen Geschichts- und Memoirenschreibern ausgeschmückt und ausgewalzt, hat sich diese Story bis heute in der deutschen Nachkriegsliteratur gehalten.

Dies sind die Einzelheiten:<sup>109</sup>

Bereits Ende 1932, als er „das Unheil hereinbrechen sah“, hat der aus nationalbolschewistischen Kreisen stammende Publizist Dr. Friedrich Hielscher einen „Bund“ gebildet, um, „wenn es uns möglich sei, den Zwingherrn von seinem Throne zu stürzen“<sup>110</sup>. Als Widerstandstechnik wählte Hielscher das Mittel des „Trojanischen Pferdes“: „Wir müssen im Bilde sein, was in der Horde gespielt wird. Wir müssen einen Mann darin haben, der uns deckt. Sonst brauchen wir mit der unterirdischen Arbeit gar nicht erst anzufangen. Freiwillige vor: wer traut es sich zu?“ Und: „Unter denen, die bereit waren, bewährte sich Wolfram.“ Der idealistische Jugendbündler und Verlagskaufmann ging für die Gruppe Hielscher nach Bad Doberan zu Herman Wirth. „Schließlich waren die Schwarmgeister in der Partei völkisch und germanisch ausgerichtet und pflagen der Sitte und des Brauches, ohne allerdings von ihnen, geschweige denn von unseren Vätern, das Geringste zu verstehen. Um so leichter aber mußte uns hier der Nebel fallen, den wir brauchten. Der oberste, der unerreichte Spitzgipfel im völkischen Schwärmen war Herman Wirth, und so fiel Wolframs Wahl auf ihn, und ich konnte sie nur billigen.“ Nun war es von Wirth zu Himmler, den man zu erreichen suchte, für Wolfram Sievers nicht mehr weit. Dank der Doberaner Arbeit „wurde Himmler auf Wirth aufmerksam, und es war in der Tat nur ein kleiner Schritt nötig, um von diesem Weltbilde zu der Lehre Himmlers zu gelangen . . . Himmler besuchte Wirth, bildete aus der von dem Schwärmer gegründeten und von Wolfram Sievers aufgezogenen For-

schungsanstalt für Geistesurgeschichte das ‚Ahnenerbe‘ und ernannte Sievers zum Generalsekretär. Unsere Rechnung hatte sich als richtig erwiesen, die beiden Romaniker hatten sich gefunden, und Wolfram saß in dem Amte, das er erstrebt hatte.“<sup>111</sup>

So einfach war das gewesen. In der Folgezeit<sup>112</sup> konnte Sievers dann daran gehen, für die Gruppe Hielscher Daten aus den Geheimsafes der SS-Hauptämter auszuspiionieren, insbesondere aber, den vom Regime verfolgten Menschen zu helfen. So sorgte Sievers dafür, daß der dänisch-jüdische Atomforscher Niels Bohr von Kopenhagen nach Schweden entkommen konnte, auch holte er den Osloer Rektor Seip aus dem Konzentrationslager. Die norwegischen Studenten verdankten ihm ebenfalls ihre Freiheit. Den Geologen Lais (Freiburg), der eine Jüdin zur Frau hatte, brachte er zeitweilig im „Ahnenerbe“ unter; dann mühte er sich um die unter Rascher arbeitenden Häftlingskalfaktoren, ja er erwirkte für zwei die Freilassung. Den Jugendfreund und Grafen Anton („Appo“) zu Knyphausen beschützte er ebenso wie den österreichischen Pater Romuald Pramberger. Als er 1943 von einem Treffen des „Freundeskreises“ kam, konnte er dem Widerstandschef Hielscher berichten, Himmler habe während der Zusammenkunft ganz offen über die angeblichen Widerstandspläne des Professors Popitz gespöttelt, dann aber gemeint, man könne sich mit Popitz einmal unterhalten. „Hier war Entsetzliches geschehen“, schreibt Hielscher heute, „aber vielleicht konnte Entsetzlicheres verhindert werden, wenn man eingriff.“<sup>113</sup> Hielscher schickte Zellenmitglied Dr. Arno Deutmoser zu Verschwörer Adolf Reichwein; dieser ließ Warnungen an den Popitz-Vertrauten Theodor Steltzer (in Norwegen) und andere gehen. Zeuge der Verteidigung Hielscher in Nürnberg: „Dadurch sind einige Herren wenigstens gerettet worden. Popitz selber blieb unvorsichtig und wurde geschnappt.“<sup>114</sup>

Spektakulärer noch sind drei andere Teilepisoden aus der Geschichte des Hielscher-schen Widerstandes. Die erste handelt von Südtirol. Laut Hielscher<sup>115</sup> hat Sievers, nachdem er von Himmler als Leiter der „Kulturkommission“ beauftragt worden war, die Umsiedlung bewußt hinausgezögert, um die bedauernswerten Südtiroler zu „retten“. Denn glücklicherweise gab es ja langatmige Verhandlungen mit den Italienern. „Wenn man es richtig anfang, konnten über solchen Verhandlungen Jahrhunderte vergehen, ehe man mit der Umsiedlung zu beginnen bereit war. Und damit es richtig angefangen wurde, berief Wolfram Sievers von vornherein die Leute, auf deren Widerstand gegen die Umsiedlung er sich verlassen konnte... Wolfram vollbrachte, indem er mit diesen Männern die Aufnahme der Kultur- und Volkswerte von Jahr zu Jahr ausdehnte, sein Meisterstück“.

Die zweite Geschichte liest sich wie ein Kapitel aus einem Abenteuerroman. Hielscher hat die Begebenheit im Detail beschrieben<sup>116</sup>. Er war bekannt mit einem deutsch-jüdischen Ehepaar Engel, das 1941 in Berlin auf seinen Abtransport ins Litzmannstädter Ghetto wartete. Hielscher ließ sich durch seinen Freund Wolfram in die Mannschaft der „Ahnenerbe“-Forscher einreihen und erhielt so auch einen Abteilungsleiter-Ausweis. Mit diesem reiste er, offiziell als „Brauchtumsforscher“ des „Ahnenerbes“ getarnt, im September 1941 nach Litzmannstadt und sah sich im Ghetto um, damit er nach einer späteren Evakuierung des Ehepaares Engel dorthin zurückkehren und seine Freunde herausholen könne. Im darauffolgenden Frühjahr war es tatsächlich soweit: die Engels waren ins Ghetto verfrachtet worden. Am 13. Mai 1942 war Hielscher wieder dort. Allein, es war vergebens. Drei

Tage zuvor waren die Eheleute freiwillig in einen Gaswagen gestiegen. Das einzige, was Hielscher noch zu tun blieb, war, die verheiratete Tochter der Engels auf ihrem Fluchtweg nach Schweden zu begleiten – auch das gelang nur über die Beziehungen des Wolfram Sievers.

Der dritte Fall<sup>117</sup> könnte aus einem Kriminalreißer stammen. Hatte sich die Gruppe Hielscher doch, wenn auch nicht die Ermordung des Führers, so die Tötung des Reichsführers-SS Himmler in den Kopf gesetzt. Hielscher stand schon seit längerem mit führenden Leuten des klassischen Widerstandes in Verbindung (so mit den Grafen Schulenburg und Blumenthal); er wußte mithin von Plänen der Verschwörer, Hitler umzubringen. Wann dies geschehen sollte, war indessen auch ihm nicht bekannt. Mit Sievers war Hielscher sich einig – übrigens nicht zu Unrecht<sup>118</sup> –, daß die Persönlichkeit Himmlers vom Gros der Widerständler ungebührlich hoch bewertet werde, weil so mancher im Reichsführer-SS einen möglichen Verbündeten erblickte. „Während zu dieser Zeit [um 1942] auch schon in höheren SS-Führerkreisen Bedenken wegen der Person Hitlers aufkamen, die sich auf seine Fehlentscheidungen und Mißerfolge stützten sowie auf die Ablehnung der engeren Camarilla Hitlers, insbesondere Bormanns, galt ihnen die Person Himmlers als unantastbar, ja, sie sahen in Himmler – allerdings meist aus eigensüchtigem Interesse – den Mann, der an Stelle von Hitler zur Staatsführung berufener sei“ – so Sievers in Nürnberg<sup>119</sup>. Die Gruppe Hielscher dagegen wollte Himmler, wegen der Konzentrierung der Machtmittel in der SS, zuerst ausschalten, um die Gefahr eines Bürgerkrieges im Volke zu verringern, und weil dann die Beseitigung Hitlers gleichsam automatisch erfolgen könne, vornehmlich bewerkstelligt eben von den anderen Verschwörern. Das Attentat auf Himmler sollte von der Gruppe Hielscher inszeniert werden, und zwar so, daß zwischen Ausführung und Bekanntwerden mindestens 24 Stunden lagen, um den anderen Widerständlern die Möglichkeit zur Anpassung des innerstaatlichen Apparats sowie der Wehrmacht an die neue Lage zu geben. Friedrich Hielscher hat in der ihm eigenen Art eine plastische Schilderung der Verschwörung gegen den Reichsführer-SS in seinem Memoirenband hinterlassen<sup>120</sup>:

Am anderen Tage ging ich zu Wolfram und berichtete ihm: „Wie oft haben wir besprochen, daß es im Zweifelsfalle nötig sei, erst Himmler zu beseitigen. Nun müßens wirs wagen. Es gibt Niemanden außer uns, der das sieht, und unter uns Niemanden außer Dir, der es kann“.

„Es gibt zwei Möglichkeiten“, sagte er, „die eine auf dem Obersalzberge, die andere im Hollerbachtale.“

Ich sah ihn erstaunt an. Wie oft war mir der Mann schon ein Rätsel gewesen. Verschwiegen und schweigsam, alles in sich hineinfressend, dachte er meine Gedanken mit und war auf sie vorbereitet, bevor ich sie ausgesprochen hatte.

„Der Obersalzberg“, fuhr Wolfram fort, „erlaubt es, Hitler und Himmler gleichzeitig zu treffen; doch kommen sie von Jahr zu Jahr seltener dort zusammen; du kannst meine Daten darüber einsehen. Außerdem ist er durch seine Nachrichtenzentrale gefährlich und mit SS und Parteileuten vollgestopft. Was auch geschehen mag, von dort geht es mit Windeseile hinaus. Das Hollerbachtal hingegen ist abgelegen, und wir vermögen bis zu einem gewissen Grade den Augenblick vorweg zu bestimmen, in welchem Himmler – um den es sich in diesem Falle allein handelt – dort erscheint. Auch können wir dafür sorgen, daß zunächst Niemand den gelungenen Anschlag erfährt, dem wir ihn nicht mitteilen. Damit haben wir die nötige Frist, um nach Himmler Hitler anzugehen.“

„Wie gelangst du auf den Obersalzberg und wie mit Himmler ins Hollerbachtal?“

„Beide Male durch Professor Tratz, den Gründer und Leiter des Hauses der Natur in Salzburg. Es ist seit 1938 dem Ahnenerbe angeschlossen, und Tratz ist Gaujägermeister von Salzburg geworden. Ich habe ihn durch Himmler fördern lassen, und wir verstehen uns gut. Als Gaujägermeister kommt er oft auf den Obersalzberg; und es war nicht schwer, die Zusage von ihm zu erhalten, daß er mir die Genehmigung zum Betreten des Gebietes erwirken wolle. Er hat es getan, weil er mir gern gefällig ist. Hier ist sie.“

„Oha! Und das Hollerbachtal?“

„Ist der einzige Ort in unserem Alpengebiete, in welchem sich wenigstens Sommers über Geier aufhalten. Sie erscheinen dort Anfang Juni, wenn die Schafherden auf die Alm getrieben werden, und bleiben bis zum Abtriebe Anfang September. Himmler, der gerne großer Jäger sein möchte, hörte durch Tratz davon, war begeistert und hat mich beauftragt, nähere Forschungen über die Geier anzustellen und ihm laufend darüber zu berichten. Dabei dachte ich sogleich an die Möglichkeit, ihn dort zu schnappen, falls es gelang, ihn zur Geierjagd zu verlocken. Ich habe in diesem Sommer bereits den ersten Geierfilm drehen lassen und bin dabei mit Gisela Schmitz, meiner Sekretärin, das Gelände abgegangen.“

„Was hast du festgestellt?“

„Der Weg zur Edelweißhütte in der Nähe ist mit kleinen Wägen befahrbar. Doch ist er so schmal, daß er durch einen gesprengten Felsen auf Tage gesperrt werden kann. Für Unterkunft und Verpflegung des Schützen kann gesorgt werden. Ferner kann er, ohne Aufsehen zu erregen, in der Hütte auf Himmler warten, da es das Landvolk gewohnt ist, daß sie zeitweilig für den öffentlichen Besuch geschlossen wird. Sind mehrere Männer nötig, so bietet das Gelände auch für sie vollständigen Schutz. Schließlich ist ein Leuchtsignal von der Hütte aus auf der linken Talseite der Salzach zu sehen, sodaß ein Beobachtungsposten dort von dem gelungenen Anschläge erfahren und vom unweit gelegenen Schlosse Mittersill aus, wo sich eine Abteilung des Ahnenerbes befindet, die Nachricht über die Wehrmachtsleitung nach Berlin durchgeben kann. Das Weitere ist Eure Sache.“

„Und wenn Jemand zufällig gerade in dieser Zeit Himmler erreichen will?“

„Es wird sich sowieso empfehlen, den Weg zu sperren, damit uns kein Unbefugter störe. Die Sperre hindert auch den Besucher. Und selbst wenn er die Fußpfade kennen sollte, was unwahrscheinlich ist, braucht er fünf Stunden, um ins Hollerbachtal zu gelangen; so weit ist es von der Edelweißhütte entfernt. Außerdem hat sie kein Telephon, so daß er die ganze Strecke zurücklaufen muß, ehe er Lärm schlagen kann.“

„Für dieses Jahr [1943] ist es nach deinem Berichte zu spät.“

„Freilich. Wir müssen uns auf das nächste einrichten.“

Anfang 1944 brachte Wolfram gelegentlich eines Vortrages bei Himmler an, was er festgestellt habe, erzählte ihm von den 28 Geiern, die 1943 beobachtet und aufgenommen worden waren, von der günstigen Lage des Tales und von der nahen Edelweißhütte, die von Salzburg aus rasch mit dem Wagen zu erreichen sei. Im Frühjahr lenkte Wolfram das Gespräch nochmals darauf, Tratz ergänzte seinen Bericht, und Himmler versprach im Sommer ins Hollerbachtal zu kommen. Es war dann nicht schwer, mehrere Leute mitzubringen, da die Filmaufnahmen fortgesetzt werden sollten. Wen wir brauchten, der konnte für den Film benötigt sein und so die Ausweise erhalten, um das Gebiet vor und während der Anwesenheit des Reichsführers SS zu betreten.

Soweit der phantastische Bericht Friedrich Hielschers. Wolfram Sievers erzählte in Nürnberg<sup>121</sup>, warum es dann doch nicht zur Durchführung des Attentats gekommen sei. Anfang 1944 habe Himmler sich bei einem seiner sporadischen Besuche im Salzburgischen im „Haus der Natur“ das Diorama eines erlegten Geiers angesehen. Bei weiteren Besprechungen im März habe er selbst den Zeitpunkt der Jagd auf Ende Juli/Anfang August festgelegt. Am 19. Juli sei Sievers nach Salzburg gefahren, um alle Maßnahmen noch ein letztes Mal zu überprüfen. Dann habe ihn am darauffolgenden Tage die Nachricht von dem mißglückten Putsch in der Wolfsschanze erreicht. Gleich sei er nach Berlin geeilt, um Näheres zu erfahren und den bedrängten Freunden zu helfen. Der Anschlag auf Himmler sei dann aus zwei Gründen unterblieben: einmal, weil Himmler auf Anfrage alle Jagden mit dem Hinweis auf seine neue Position als Befehlshaber des Ersatzheeres abgelehnt habe, zum anderen, weil Hielscher selbst Anfang September 1944 in Marburg von der Gestapo aufgegriffen und verhaftet worden sei.

Tatsächlich war Friedrich Hielscher — nicht wegen der Tätigkeit seiner eigenen Gruppe, wohl aber wegen seiner Freundschaft zu anderen historischen Persönlichkeiten der Widerstandsbewegung — am 2. September 1944 von Marburg in das Berliner Männergefängnis in der Lehrterstraße überführt worden und harrte nun der Dinge, die da kommen sollten. Tagsüber wurde er oft in die Meinekestraße zum Verhör gebracht; dabei erlitt er die üblichen Mißhandlungen. Standhaft verweigerte er jede Aussage bezüglich seiner Beziehungen zu Leuten wie Haubach, Schulenburg und Reichwein; manchem dieser Männer begegnete er beim täglichen Rundgang im Gefängnishof der Lehrterstraße. So ging es mehrere Wochen, und Hielscher machte sich schon auf das Schlimmste gefaßt. Da wurde er am 19. Dezember zum vernehmenden Gestapo-Offizier beordert und kurz und bündig entlassen.

SS-Standartenführer Wolfram Sievers hatte ihn herausgeholt. Er, der nach der Verhaftung seines Freundes selbst in das Zwielicht des Verdachts geraten war, hatte sich seit September 1944 unablässig bei der Gestapo für Friedrich Hielscher eingesetzt. Schließlich gelang es ihm mittels eines Tricks, den verantwortlichen Beamten von der Harmlosigkeit des Doktors der Rechte zu überzeugen; Hielscher kam frei unter der Bedingung, daß er sich freiwillig zum Wehrdienst melde. Den absolvierte Hielscher dann ab 2. Januar 1945 bei der Nachrichten-Ersatz-Abteilung 3 in Nedlitz, die gänzlich aus verkappten Widerständlern der Wehrmacht zu bestehen schien und wo er bis zum Ausgang des Regimes eine ruhige Kugel schob. Als er sich Anfang April von der Truppe zu seiner Frau nach Marburg absetzte, saß Sievers noch in Waischenfeld, ohne daß er einen Versuch unternommen hätte, seine Freunde im Hessischen zu erreichen. Er wollte sie als Angehöriger des Persönlichen Stabes, RFSS, vor den Amerikanern nicht kompromittieren<sup>122</sup>.

Das ist, in ihren Grundzügen, die Fama vom Widerstand des Wolfram Sievers und seines Freundes Friedrich Hielscher. Sie wäre in dieser Form fast glaubhaft, wüßten Eingeweihte nicht, daß unter Reichsgeschäftsführer Sievers' Direktion dem „Ahnenerbe“ die Menschenversuche angegliedert worden sind. Aber auf diese Klippe waren Sievers und Hielscher in Nürnberg schon vorbereitet. Sie umschifften sie, indem sie das Problem mit tiefgründigen metaphysischen Überlegungen, die den Stempel echt Hielscherscher Kasuistik trugen, hinwegrationalisieren suchten. Ja, die Frage „Medizinversuche — ja oder nein?“ geriet schon in Nürnberg zum Kriterium menschlicher Größe, indem die Verteidigung sie zum Kernpunkt des

Sieverschen Widerstandes erhob. Erst bei näherer Betrachtung dieser Problematik sollte es objektiven Beobachtern gelingen, die Heroenrolle des Wolfram Sievers wirklich zu verstehen<sup>123</sup>.

Hier wieder die Legende. Als Himmler entschieden hatte, seinem „Ahnenerbe“ nun auch noch die Menschenversuche einzuverleiben, kam das Ethos des Widerständlers Wolfram Sievers vorübergehend ins Wanken. Sollte er den Mord an unschuldigen Menschen gutheißen, nur, um seinem „Bunde“ weiter dienen zu können? Diese Grundfrage konnte er nur mit seinem Freunde Friedrich besprechen, dem Manne, der letztlich vorgab, für seine Existenz in der Schutzstaffel die Verantwortung zu tragen. An sich aber wollte Sievers damals das „Ahnenerbe“ gänzlich aufgeben. Hielscher schildert, wie er Sievers 1942 überzeugte, zu bleiben<sup>124</sup>.

Himmler unterstellte dem Ahnenerbe die Menschenversuche.

Wolfram berichtete mir, aus welcher Überlegung: das Ahnenerbe sollte nach dem Siege die europäischen Universitäten mit Professoren beliefern. Dazu mußte es in überzeugendem wissenschaftlichem Ansehen stehen. Und dieses Ansehen mußte durch eine Leistung erworben werden, so unerhört und einmalig, daß noch kein Mensch und kein Volk sie auszudenken oder wenigstens sie zu tun je gewagt hätte. Und diese Leistung waren, davon war Himmler überzeugt, die Menschenversuche. Hier achtete der Mensch sich selber für nichts und opferte sich für eine größere Zukunft: für die Erhaltung und Erhöhung der besten Rasse dieser Welt.

Daß der Opfernde dabei ein Anderer war als der Geopferte, störte Himmler nicht. Wolfram versuchte ihm klarzulegen, daß das Ahnenerbe ungeeignet sei, die Versuche einzuleiten und durchzuführen.

„Ich habe Vertrauen zum Ahnenerbe und weiß, daß es auch dies schaffen wird. Es soll die Ehre haben, und Niemand soll sie ihm nehmen“, antwortete ihm Himmler; „ich habe es schon mit Wüst besprochen. Er ist einverstanden und wird die Befehle in meinem Sinne erlassen.“

„Ich trete zurück“, sagte Wolfram zu mir.

„Dann hängst du“, sagte ich.

„Das ist mir gleichgültig“, antwortete er.

„Und unser Kampf? Wenn du ausfällst, fliegt der Gesangverein auf.“

„Dürfen wir um des Sieges willen Verbrechen auf uns laden?“

„Tun wir das? Südtirol ist verloren, und die Südtiroler sind es auch – selbst wenn ich von unserem Vereine einmal absehe – wenn du zurücktrittst. Dein Nachfolger führt den Befehl zur Aufnahme der dortigen Kultur so beschleunigt aus, wie es befohlen ist, und die Umsiedlung beginnt zu rollen. Ist es ein Verbrechen, dies zu verhindern?“

„Und wenn ich, um es zu verhindern, ein anderes zu hindern unterlasse?“

„Aber du tust das andere nicht.“

„Doch helfe ich bei der Ausführung.“

„Dann stehen auf der einen Seite die Südtiroler und auf der anderen die Opfer der Versuche. Auf der einen Seite eine eigene Wohltat an zweihundertundfünfzigtausend Menschen, auf der anderen Seite die Missetat eines Anderen, Himmlers nämlich, an Hunderten.“

„Aber wir könnten diese Missetat verhindern.“

„Auch das nur, wenn du bleibst. Nur dann kannst du Sand in das Getriebe der Versuchsbeefehle und der Versuche selbst werfen. Dein Nachfolger würde es weder können, noch wollen.“

„So muß ich mich sowohl um unseres Vereines und der Südtiroler, als auch um der Versuchsopfer willen zum Bleiben entschließen?“

„Du mußt es nicht. Ich muß es.“

„Du? Niemand kann mir die Entscheidung abnehmen.“

„Die sittliche Entscheidung freilich nicht. Aber ich will sie mittragen. Ich muß sie sogar als Erster tragen. Denn ich habe dich auf diesen Posten gestellt. So habe ich als Erster zu verantworten, was nun geschieht. Sei es, daß du bleibst, sei es, daß du gehst: ich habe dafür geradzustehen. Darum muß ich diese meine oberste Verantwortung durch einen ausdrücklichen Befehl übernehmen. Dann kannst du immer noch entscheiden, ob du diesen Befehl in deinem Gewissen anzuerkennen und daher auszuführen vermagst oder nicht. Diese Entscheidung darf ich dir gewiß nicht abnehmen und will es auch gar nicht.“

„Und was bestimmst du?“

„Du bleibst.“

Wolfram Sievers blieb und wurde dafür am 2. Juni 1948 in Landsberg gehenkt. Die Geschichte seines tragischen Widerstandes aber wurde, nach ihrer ersten Aufzeichnung durch Hielscher aus dem Nürnberger Zeugenstand, über und über dramatisiert. Hielscher selbst brachte sie in überzeugender Aufmachung den Lesern seines Buches *Fünfundzwanzig Jahre unter Deutschen* dar. Alfred Kantorowicz, prominenter kommunistischer Emigrant, Professor und alter Vertrauter Hielschers<sup>125</sup>, übernahm Darstellung und Thesen Hielschers pauschal und machte sie, ohne jegliche historische Nachprüfung, zum „Herzstück“<sup>126</sup> seines *Deutschen Tagebuches* (Erster Band)<sup>127</sup>. Eine so angesehene Wochenzeitung wie *Die Zeit* fand die Ausführungen Kantorowicz' über das, was seinem Freunde Hielscher, dem „Makellosen, Rechtlichen“, während des Dritten Reiches im Bunde mit Wolfram Sievers widerfahren war, so überwältigend, daß sie einen groß aufgemachten Vorabdruck des betreffenden Kapitels brachte<sup>128</sup>. Im März 1964 druckte *Der Monat* das Ganze in einem Aufsatz unter dem Titel „Der Fall Sievers“ noch einmal ab<sup>129</sup>. Im Juni 1969 endlich wurde das Widerstandsmotiv dem westdeutschen Fernsehpublikum in einer breiten, aber unkritisch dramatisierten „Dokumentation“ vorgeführt<sup>130</sup>. Wolfram Sievers wurde zum Mittelpunkt eines Mythos, der Mythos wurde zitierfähig. Indes, in der Mythologie behaftete sich die Figur des Reichsgeschäftsführers, nun ins Phantastische gesteigert, zwangsläufig mit dem Stigma der Fragwürdigkeit. Im *Monat* hatte Kantorowicz den Standartenführer bereits zum „Dr. Sievers“ promoviert<sup>131</sup>; Hans Bernd Gisevius machte den Verlagskaufmann gar zum „Dr. med. Sievers“ und berief sich auf dessen Widerstandstaten als ein allenthalben feststehendes Faktum<sup>132</sup>. Kürzlich hat sogar der erste objektive Biograph der Hitlerjugend, Hans-Christian Brandenburg, den historischen „Fall Sievers“ erwähnt und dabei routinemäßig auf Friedrich Hielscher und Alfred Kantorowicz verwiesen<sup>133</sup>. Wußte Brandenburg, daß Kantorowicz seine Gespräche mit Hielscher und vor allem dessen Memoiren kritiklos für die eigene Schilderung benutzt hatte?

Und doch scheint es gewagt, das Hielschersche Buch und damit auch die Thesen dieses überaus geistreichen Mannes heute schlichtweg als Sage abzutun. So manch ein Vertreter aufgeklärter Kreise hat es 1954 warm begrüßt; immerhin ist es in dem renommierten Hamburger Hause Ernst Rowohlt's verlegt und in einer Auflage bis zu 6000 Exemplaren gedruckt worden. Kein Geringerer als der jüdische Religionsphilosoph Leo Baeck (1873–1956) schrieb am 11. November 1954 an den

damaligen Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland, Prof. Dr. Theodor Heuß: „Ihnen verdanke ich es auch, und ich bin Ihnen aufrichtig dafür verpflichtet, daß ich das Buch von Friedrich Hielscher kennen lernte. Mit Ergriffenheit, ich kann es kaum anders ausdrücken, habe ich es gelesen. Es ist ein so ehrliches, ein so anständiges Buch, so ganz anders als jene vielen Bücher aus jener Zeit und von jener Zeit. Es ist so ehrlich auch dadurch, daß es nicht über jene Tage redet, sondern sie selber durch den Mund ihrer Menschen sprechen läßt. Das Kapitel über Litzmannstadt hat mich ganz besonders aufhorchen lassen. Ich will im Kreise meiner Bekannten und vielleicht auch in der Öffentlichkeit eindringlich auf das Buch hinweisen.“<sup>134</sup> Die Litzmannstädter Episode war es denn auch, welche mit ihren unlegugbar menschlich bewegenden Einzelheiten die meisten Leser in ihren Bann schlug, wie es Besprechungen des Buches – von Dr. Peter von Oertzen in der *Deutschen Universitätszeitung*<sup>135</sup> und von der Londoner Wiener Library<sup>136</sup> beweisen.

Gewiß muß das Buch Hielschers heute mit kritischen Augen gelesen werden, will man Wirklichkeit von Legende scheiden. Denn nicht alles, was darin geschrieben steht, ist unwahr; vieles ist, durch die beschönigende Brille des poetisch veranlagten Hielscher gesehen, nur geringfügig verfärbt. Hielscher macht es dem Leser freilich nicht leicht. Zum einen will er sein Werk als historisches Dokument gewertet wissen, zum andern aber hat er seine Legitimation als Historiker selbst in Frage gestellt..

In einem seltsamen Anflug von Selbstgefälligkeit bekräftigt er auf Seite 194 die inkriminierende Behauptung seines Freundes Wittvogel: „Hielschers Geschichtsschreibung hat mit Wissenschaft nichts mehr zu tun. Sie ist Dichtung . . .“ Dieser Meinung waren auch die Richter am Münchener Landgericht, die im Dezember 1954 eine Klage des Ex-Kurators Walther Wüst gegen Hielscher zu verhandeln hatten, da Hielscher den Indogermanisten u. a. „klein, häßlich, unansehnlich, mit fettiger Haut und feuchten Händen, eitel, ehrgeizig, geltungsbedürftig, neidisch, von wissenschaftlicher Genauigkeit, kleinigkeitsbesessen, unanständig und rücksichtslos“ genannt hatte<sup>137</sup>, währenddessen Walther Wüst nachweisen konnte, daß er laut gültigem Reisepaß „1,76 m groß und schlank“ sei sowie „keinerlei entstellende, den Vorwurf des Häßlichen rechtfertigende Kennzeichen“ aufweise<sup>138</sup>. Die Richter rechneten es dem Schriftsteller zum Nachteil an, daß er, laut eigener Erklärung, versucht habe, „mit dem Buch der Nachwelt einen Teilabschnitt aus dem Dritten Reich übermitteln“ zu wollen, mithin als „Geschichtsschreiber“ nicht verpflichtet sei, „ganz den Tatsachen entsprechende Darstellungen zu geben“<sup>139</sup>. Den Prozeß verlor Hielscher.

Friedrich Hielschers recht eigenartige Auffassung von der Historiographie findet in seinen Memoiren mehr als nur einen exemplarischen Niederschlag. Der Schriftsteller, der den ehemaligen SS-Brigadeführer Walter Schellenberg (SD Ausland) bedenkenlos als den „planenden Kopf der Judenvergasungen“ apostrophiert<sup>140</sup>, erzählt an anderer Stelle interessante Einzelheiten über das Verhalten der notorischen Brigade Erhardt nach deren Eingliederung in die Schutzstaffel<sup>141</sup>, während man bei seriösen Chronisten der SS nachlesen kann, daß es gar nicht erst zu dieser Eingliederung gekommen ist<sup>142</sup>. Hielscher, ein Meister der Anekdote, erbaut den Leser damit, wie er einst in einer Berliner Kneipe zufällig auf den ihm von früher bekannten SS-Obergruppenführer Werner Best gestoßen sei, den er dann spontan in ein tiefes Gespräch über Sinn und Widersinn einer Opposition gegen das Regime

verwickelt haben will<sup>143</sup>. Über den tatsächlichen Sachverhalt ließ Dr. Best die Forschung kürzlich wissen: „Der dramatische Bericht . . . über ein zufälliges Zusammentreffen in den ‚Württembergischen Weinstuben‘ am Potsdamer Platz in Berlin . . . ist schlechthin gelogen. Richtig ist, daß Hielscher mich damals [1934/35] in meinem Büro besuchte und um irgendeine Hilfe bat . . . Ich freute mich, den geistreichen Verfasser der Bücher ‚Die Selbstherrlichkeit‘ und ‚Das Reich‘ wiederzusehen und lud ihn . . . zum Mittagessen ein. Wir unterhielten uns unbefangen über die Vergangenheit und Gegenwart, aber die von ihm behaupteten Phrasen – die nicht zu meiner Denk- und Sprechweise gehören – habe ich bestimmt nicht ausgesprochen.“<sup>144</sup> Doch damit nicht genug. Auf Seite 345 seines Werkes versichert der Autor, er habe 1947 dem bekannten Ex-Widerständler und Rechtsanwalt Fabian von Schlabrendorff die Verteidigung seines Freundes Sievers angetragen, Schlabrendorff habe aber „infolge starker Inanspruchnahme durch Termine“ abgelehnt. Darüber vom Verfasser befragt, meinte der westdeutsche Bundesrichter am 12. Januar 1968: „Ich kann mich nicht erinnern, ob Herr Hielscher, den ich nur dem Namen nach kenne, sich an mich wegen der Verteidigung eines Herrn Sievers gewandt hat. Auf jeden Fall habe ich Herrn Sievers nicht verteidigt, da ich aus grundsätzlichen Erwägungen niemals die Verteidigung eines Nazi übernommen habe.“<sup>145</sup> Anschließend gab Schlabrendorff gleich ein Kurzurteil über die Widerstandsgruppe Hielscher ab. „Von einem Widerstand der Gruppe Hielscher ist mir nichts bekannt. Ich habe den Namen des Herrn Hielscher innerhalb des Widerstandes niemals gehört. Ich kann deshalb auch nicht sagen, ob es diese Gruppe je gegeben hat. Nach meinem Urteil hat diese Gruppe, falls es sie gegeben hat, keine hervorragende Rolle im Gesamt-Widerstand gegen Hitler gespielt. Vor und nach dem Widerstand hat sich meiner Erinnerung nach niemals jemand mir gegenüber als ein Mitglied der Widerstandsgruppe Hielscher bezeichnet.“<sup>146</sup> Sollte Hielscher gar seinen Widerstand erdichtet haben? Bezeichnenderweise wird der Name Hielschers weder von dem Historiker der klassischen Résistance gegen Hitler, Hans Rothfels, noch vom Biographen Stauffenbergs, Joachim Kramarz, erwähnt<sup>147</sup>. Insbesondere das letztere ist seltsam, denn laut Memoirenband hat Hielscher wenige Wochen vor dem Attentat auf Hitler ein ausgiebiges Gespräch mit Stauffenberg geführt<sup>148</sup>. Aber auch Albert Krebs, der die Aktivität des politisch so engagierten Grafen Fritz-Dietlof von der Schulenburg beschreibt, dem Hielscher ja ganz besonders nahe gestanden haben will<sup>149</sup>, übergeht den Juristen und seinen „Bund“ mit beredtem Schweigen<sup>150</sup>. Hielscher ist die scheinbare Nachlässigkeit der Historiker keineswegs verborgen geblieben. Er hat sie damit erklärt, daß nach einem unausgesprochenen Diktum nach 1945 eine Widerstandsgruppe gegen das Hitlerregime nur dann ein Anrecht darauf hatte, in die Geschichtsbücher einzugehen, wenn sie den Opfergang vollendet hatte. Denn nur so hätten die klassischen Widerstandskämpfer die für die Geschichtsschreibung bedeutsame Aktualität erlangt. Und Hielscher folgerte nicht ohne Logik, daß „Widerstand“ in den fünfziger und sechziger Jahren nur nach dem Grad des Versagens seiner Mitglieder beurteilt worden sei; in anderen Worten: erst der Galgen machte einen zum „Widerständler“. Dieser Definition will Hielscher sich mitnichten anschließen. Daß seine Gruppe bis 1945 und darüber hinaus unbekannt, damit aber auch im trockenen blieb, will er nicht als Indiz der Inaktivität verstanden wissen, sondern der Klugheit<sup>151</sup>. Ausführlich beschreibt er, wie er fast zum politischen Kopf des Gesamtwiderstandes, Carl Goerdeler, gegangen

wäre, um sich mit diesem abzusprechen, dabei – Hielscher ist da ganz sicher – hätte er ihm wohl auch die Namen seines „Bundes“ preisgegeben. Goerdeler aber, so ereifert sich Hielscher, habe in der Gestapo-Haft bereitwillig jeden Namen genannt, den die Politische Polizei von ihm habe wissen wollen; so habe die relative Kontaktarmut des Hielscherschen „Bundes“ diesem schließlich das Leben bewahrt<sup>152</sup>. Und stolz fügt Hielscher hinzu, außer ihm selbst (anscheinend wegen seiner Bindungen zu Blumenthal<sup>153</sup>) sei bekanntlich niemand aus seiner Runde inhaftiert worden<sup>154</sup> – eine nachträgliche Bestätigung der Richtigkeit seiner extrem klandestinen Taktik. Freilich müßte Hielscher das, was Goerdeler-Biograph Gerhard Ritter über die Gestapo-Haft des Leipziger Alt-Bürgermeisters gesagt hat, als dämpfend, wenn nicht verletzend empfinden, nämlich, daß es sich bei den Personen, die Goerdeler noch im Gefängnis „belastet“ haben soll, wahrscheinlich doch nur um „Rand- und Nebenfiguren der Widerstandsbewegung“ gehandelt hat, „da die Hauptpersonen längst festsaßen“<sup>155</sup>. Demnach hätte Gerhard Ritter Friedrich Hielscher und seine Leute höchstens als Statisten eingestuft.

Das wäre nicht ganz fair, denn einen Widerstand des Kreises Hielscher hat es wirklich gegeben, selbst wenn darüber heute kaum etwas verlautbart ist<sup>156</sup>. Es ist auch richtig, daß Sievers und das „Ahnenerbe“ von Hielscher in den Kreis mit hineingezogen worden sind. Außer Hielscher selbst gehörten dieser Gruppe an: der Rechtsanwalt und Korvettenkapitän Dr. Franz Liedig, der Admiral Canaris nahestand<sup>157</sup> und wohl aus diesem Grunde später Zellennachbar Goerdelers wurde<sup>158</sup>; der Forstmeister Wolfgang Wellmann (genannt Wolf), der schon am 1. Juli 1933 zu Tarnungszwecken als Rottenführer in die SA eingetreten sein will und in dessen Wohnung der Ring oft zusammenkam<sup>159</sup>; der Amtsarzt Ernst Friedrich Ebert<sup>160</sup>; der spätere *Zeit*-Redakteur Dr. Erwin Topf, über den die Gruppe mit Mierendorff, Haubach, Leuschner und Reichwein Verbindung hielt<sup>161</sup>; Dr. Lothar Mischke, der Beziehungen zu Stauffenberg und Yorck von Wartenburg pflegte<sup>162</sup>; der junge Hamburger Kurt Daumann, dessen Schwester Gertrud Hielscher am 1. Januar 1940 heiratete<sup>163</sup>; und schließlich Dr. Arno Seemann-Deutelmöser. Autor eines Buches *Luther, Staat und Glaube*, das 1937 von *Germanien* durch Hermann von Bothmer – angeblich ebenfalls zum Hielscherkreis gehörig<sup>164</sup> – positiv besprochen wurde<sup>165</sup>, agierte Deutelmöser seit 1940/41 als stellvertretender Leiter der Widerstandsgruppe<sup>166</sup>. Bereits 1939 hat er, damals schon Mitglied der SA, versucht, über das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS mit Sievers' Hilfe in die Schutzstaffel zu gelangen, allerdings vergeblich<sup>167</sup>. 1940 hat Deutelmöser im Rahmen des „Ahnenerbes“ einen kulturellen „kriegswichtigen Sonderauftrag“ entgegengenommen, für den er „bis auf weiteres“ eine monatliche Forschungsbeihilfe von 300 RM empfing<sup>168</sup>. Er wurde dann als Wehrmatsangehöriger nach Norwegen beordert und hat von dort aus öfters – wiederum im offiziellen Auftrag des „Ahnenerbes“ – „Dienstreisen“ durchgeführt, die ihn nicht selten mit Friedrich Hielscher zusammengebracht haben dürften. Mindestens zwei Briefe aus der Kriegszeit sind erhalten, aus denen dieser Umstand eindeutig hervorgeht<sup>169</sup>. Was von dieser Verschwörergruppe nun im einzelnen unternommen worden ist (außer der Kontaktaufnahme mit verschiedenen Persönlichkeiten des historischen Widerstandes und wohl endlosen Diskussionen in geschlossener Runde) liegt im dunkeln: Hielscher hat nach dem Kriege erklärt, die wegen der Geheimhaltungspflicht auf ein Mindestmaß beschränkten Aufzeichnungen (wie politische „Denkschriften“ oder Schattenminister-Listen)

seien in seiner Wohnung in Potsdam zusammen mit sämtlichen Büchern gegen Kriegsende verbrannt<sup>170</sup>. Nur wenig weiß man heute aus berufenem Zeugnismunde. August Winnig, in dessen Haus Hielscher Anschluß an militärische Widerstandsgruppen fand, berichtet, daß Hielscher die Besetzung Österreichs „eine Woche vorher“ angezeigt habe, „der Schlag gegen die Tschechoslowakei überraschte auch ihn, dagegen weihte er mich schon am 7. April 1939 in die deutsch-russischen Verhandlungen ein“. Über das „Unternehmen Seelöwe“ wußte Hielscher laut Winnig bereits am 31. März 1940 Bescheid<sup>171</sup>. Auch Ernst Jünger, während des Krieges „Besatzungsoffizier“ in Paris, hat Hielschers Aktivität gegen das Regime glaubwürdig bekräftigt<sup>172</sup>. Karl Witram Plaas, Bruder des 1944 hingerichteten Erhardt-Intimus Hartmut Plaas, hat bescheinigt, „daß Herr Friedrich Hielscher ein führender Gegner der Partei gewesen ist und mit meinem Bruder laufend zusammengearbeitet hat. Sie sind dabei häufig in meiner Wohnung zusammengekommen, die über derjenigen Friedrich Hielschers lag. Durch die Lage meiner Wohnung war ich der am besten geeignete Verbindungsmann zwischen beiden“<sup>173</sup>. Karl August Wittvogel, deutscher Kommunist, langjähriger Freund Hielschers und seit seiner Immigration in die Vereinigten Staaten weltberühmt als Direktor des „Chinese History Project“ an der Columbia University, ist bereit zu bezeugen, daß Hielscher ihn schon 1933 durch seine Beziehungen aus der Haft der Gestapo befreit, seine Ehefrau Olga vor den Häschern versteckt hat<sup>174</sup>. Und Therese Richter, Tochter des nach Litzmannstadt verschleppten Ehepaares Engel, hat 1947 an Eides Statt versichert, Hielscher habe ihr zur Flucht nach Stockholm verholfen<sup>175</sup>.

Stimmen die oben genannten Einzelheiten, so bleibt immer noch fraglich, bis zu welchem Grad das „Ahnenerbe“, und insbesondere Wolfram Sievers, am Widerstand des Dr. Friedrich Hielscher beteiligt war. Fest steht, daß Hielscher, ähnlich wie Deutelmoser, schon vor Kriegsausbruch eine nicht näher definierte wissenschaftliche Funktion im „Ahnenerbe“ als „Brauchtumsforscher“ erfüllte, wenn auch die näheren Umstände seines Eintritts in die Forschungsgemeinschaft Himmlers unklar sind. Laut den Akten korrespondierte Hielscher seit 1937 mit dem „Ahnenerbe“ über volkskundliche sowie religionswissenschaftliche Fragen<sup>176</sup>. Um 1938 wurde Hielscher, nach Wüsts Aussage, zum erstenmal im „Ahnenerbe“ eingeführt. Es ist nicht uninteressant, daß Wüst heute dem damaligen Privatgelehrten als wesentliches Motiv unterschiebt, völlig mittellos gewesen zu sein – tatsächlich hat Hielscher in der Folgezeit eine der höchsten monatlichen Forschungsbeihilfen bezogen (500 RM), die jemals vom „Ahnenerbe“ ausgeschüttet worden sind; seine Frau erhielt ab 1940 als „Assistentin“ noch ein zusätzliches Salär<sup>177</sup>. Hier ist Wüsts Schilderung: „Als H.(ielscher), der nach 1933 wohl als Privatgelehrter tätig war, um 1938 in wirtschaftliche Not geriet, wandte er sich an seinen alten Lehrer, Prof. Koellreutter<sup>178</sup>, der W.(üst) sehr gut kannte. . . Koellreutter kam zu W. mit der Bitte, etwas für H., seinen hochbegabten Schüler, zu tun, entweder über die Deutsche Akademie oder über das AE. Einige Wochen später kam S.(ievers) zu W. mit der gleichen Bitte, indem er sich auf seine alten freundschaftlichen Beziehungen zu Hielscher berief. W. sagte zu, H. in einer Besprechung persönlich kennenzulernen. Diese Besprechung fand statt in München, zweite Jahreshälfte 1938 oder Anfang 1939 im Weinstübl des Hotels ‚Deutscher Kaiser‘, und dauerte mehrere Stunden. W. und H. unterhielten sich sehr angeregt über Brauchtum, Religionsgeschichte und Verwandtes. Während des Gespräches waren Plaßmann und Sievers

zugegen . . . Am Ende fragte W. Hielscher, ob er für das AE einen Forschungsauftrag übernehmen wolle. H. bejahte und W. setzte sich bei S. dafür ein, H. ein angemessenes Forschungsstipendium zu gewähren . . . Damit war H. formelles Mitglied im AE geworden und erhielt seine Bezüge bis 1945.“<sup>179</sup> Die finanzielle Seite mag suspekt erscheinen; aber man muß Hielscher zugute halten, daß er für Lebensunterhalt und Aufgaben innerhalb des Widerstandes nicht wenig Geld benötigte und daher die Großzügigkeit Walther Wüst willkommen heißen wird. Hielschers Tätigkeit im Rahmen des „Ahnenerbes“ heute lediglich auf Existenznot zurückführen zu wollen, wäre völlig verfehlt.

Am 1. Februar 1940 erhielt Hielscher einen regelrechten Forschungsauftrag, nämlich „Schriften zu bearbeiten und vorzulegen, die geeignet sind, an Stelle der zur Zeit auftauchenden Soldatentraktate zu treten“<sup>180</sup>. Gleichzeitig mit diesem Auftrag will Hielscher damals einen Abteilungsleiter-Ausweis empfangen haben, ohne überhaupt Pflegstättenleiter in der Forschungsgemeinschaft zu sein. Hielscher schreibt, wie er dies angeblich bewerkstelligte:

Eines schönen Tages, bald nach Kriegsausbruch, sorgte Wolfram dafür, daß ich mit Wüst zusammentraf.

„Ich stelle dich auf Grund deines volkswissenschaftlichen und religionswissenschaftlichen Forschungsauftrages vor. Trage sein Lob so dick auf, wie du kannst. Das ist die rechte Speise für ihn“, riet er mir.

„Wozu?“

„Das wirst du sehen.“

Ich tat also. Wüst schmolz. Wolfram trat herein:

„Standartenführer, wir müssen noch die Liste der Abteilungsleiter zusammenstellen, die für die nächste Tagung des Ahnenerbes in München einzuladen sind.“

Wüst stellte zusammen und diktierte den Brief. Frau Wolff, die Sekretärin, notierte. Ich saß stumm und ehrerbietig dabei.

„Herr Hielscher, Sie kommen doch ebenfalls? Ich würde mich sehr freuen, Sie dort begrüßen zu können“, sagte Wüst und ging.

„Frau Wolff, Sie haben es gehört; also stellen Sie auch Herrn Hielscher Einladung und Ausweis zu“, ordnete Wolfram an.

„Aber er ist doch gar kein Abteilungsleiter?“

„Haben Sie nicht gehört, was der Kurator angeordnet hat?“

So erhielt ich meinen Ausweis.<sup>181</sup>

Freilich enthält auch diese Schilderung die unvermeidlichen Schönheitsfehler. Wüst war damals noch nicht Standartenführer, sondern erst Obersturmbannführer. Und Hielscher tut ganz so, als habe er Wüst zu der Zeit zum erstenmal gesehen. Das aber widerspräche der von Wüst gegebenen Darstellung. Zudem werden Hildegard Wolff, der Sekretärin Wolfram Sievers', Worte in den Mund gelegt, die sie ihrer Erinnerung nach nicht gesprochen hat<sup>182</sup>. Hier stünde denn Aussage gegen Aussage.

Nun weiß man aber, daß Hielscher tatsächlich Abteilungsleiter-Tagungen des „Ahnenerbes“ besucht hat, ohne Pflegstättenleiter zu sein, wie es beispielsweise im April 1941 in München geschah<sup>183</sup>. Außerdem ist Hielscher, mit gewissen Papieren des „Ahnenerbes“ oder der SS ausgestattet<sup>184</sup>, wirklich zu der angegebenen Zeit in

Litzmannstadt gewesen, wie sich nach der Verifizierung einzelner Daten lückenlos beweisen läßt. Da wäre einmal Hielschers Beschreibung des Ghetto-Viertels, die den Tatsachen genau entspricht<sup>185</sup>. Hielscher erwähnt, daß damals, im Herbst 1941, von der deutschen Ghetto-Leitung ein Judentransport aus Berlin und anderen deutschen Städten erwartet worden sei – auch das ist richtig; und zwar weiß die Forschung erst seit den sechziger Jahren, daß die Züge aus dem Reich nach Litzmannstadt im Oktober ihren Anfang nahmen<sup>186</sup>. Hielscher sind sogar die Namen der jüdischen Ghetto-Oberen geläufig; der Juden-Älteste, so schreibt er, der Wahrheit fast nahe, habe „Runkowski“ geheißen (eigentlich hieß er Rumkowski), der Ghetto-Polizei-Kommandeur aber wäre „Rosenblatt“ (Rozenblatt<sup>187</sup>). Und daß Rumkowski nach seinem tragischen Amte im Ghetto samt Familie im KL Auschwitz 1944 lebendig verbrannt worden sei, ist, selbst als Gerücht, korrekt überliefert; Fachleute erfuhren dies erst vor kurzem<sup>188</sup>.

Andere Einzelheiten über Hielschers Assoziation mit dem „Ahnenerbe“ stimmen ebenfalls. In Litzmannstadt will der Doktor seinerzeit zur Tarnung ein ostjüdisches Met-Rezept beschafft haben<sup>189</sup>; die Formeln, denen man Seltenheitswert gewiß nicht absprechen kann, sind noch heute ein von Hielscher streng gehüteter Besitz<sup>190</sup>. Weiteren, objektiv fingierten Forschungsaufgaben widmete Hielscher sich, für alle Uneingeweihten, mit ganzer Energie: in seinen Traktaten, von denen er einige bereits im Juni 1940 als Manuskript vorliegen hatte, wandte er sich der Philosophie Friedrich Nietzsches zu, und zwar so überzeugend, daß andere Funktionäre der Forschungsgemeinschaft, etwa der Stellvertretende Reichsgeschäftsführer Dr. Friedhelm Kaiser, nach dem Studium der Schriftchen anerkennend meinten: „Gewiß wird nicht der ganze Nietzsche zu neuem Leben zu erwecken sein, dennoch ist der kämpferische Typ Nietzsches, oder, genauer gesagt, der kämpferische Teil an der geschichtlichen Gesamtpersönlichkeit ein Typ unserer kämpferischen Gegenwart.“<sup>191</sup> Im Juli 1940 erhielt Hielscher, der auch während seiner häufigen Auftritte in der Dahlemer Pücklerstraße seine exzentrischen Manierismen nicht abstellte, beispielsweise „gestickten Fez und überdimensionalen Siegelring auf dem Zeigefinger“ zwischen den SS-Uniformen leuchten ließ<sup>192</sup>, von Sievers nach Absprache mit dem Kurator zwei neue Themen zur Ausarbeitung zugewiesen: „Das Reich“ und „Das deutsche Gemüt“<sup>193</sup>. Im November zogen die Hielschers von Meiningen nach Potsdam<sup>194</sup>; das „Ahnenerbe“ half ihnen „wegen eines vom Reichsführer-SS erteilten Sonderauftrages“ beim Umzug und bei der Spezialanfertigung von Bücherregalen<sup>195</sup>. Im Januar 1941 scheint Sievers sich erfolgreich für die uk-Stellung des „Abteilungsleiters“ Hielscher eingesetzt zu haben<sup>196</sup>. Und „Kurierkarten“, „Reisekostenzuschüsse“ und dergleichen für „Dienstreisen“ im Reich oder auch außerhalb bekam Friedrich Hielscher allema<sup>197</sup>. Freilich wechselte er seine fiktiven Forschungsaufträge so oft wie möglich, um sich beweglich zu halten. So wirkte er im Frühjahr 1941 bereits am Themenkreis „Forschungen zu indogermanischen Jahreslauf- feiern“<sup>198</sup>; im Herbst erwog er – teilweise in Rivalität zum „Kollegen“ Otto Huth – eine zeitgemäße Neu-Ausgabe der Werke Nietzsches<sup>199</sup>. Im Februar 1942 plante der unermüdlische Sievers Hielscher für den „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ ein<sup>200</sup>; im Sommer forschte der Rechtsgelehrte bereits über das Liedgut des 18. Jahrhunderts<sup>201</sup>. Mittlerweile arbeiteten für das „Ahnenerbe“ nicht nur Hielscher und Deutmoser, sondern auch Schwager Daumann und der Amtsarzt Ebert<sup>202</sup>. Im Frühjahr 1943 wurde Hielscher sogar im Rahmen der großgermani-

schen Aufgaben zum Zwecke der Gestaltung eines „Germanischen Bildheftes“ konsultiert<sup>203</sup>. Und im Mai 1944 lieferte er pflichtgemäß eine Zusammenstellung gewisser Aussprüche Fichtes und Nietzsches für den SS-Kalender ab<sup>204</sup>. Der Freund aber bemühte sich noch im Frühjahr 1945 um die Sicherstellung der Privatbücherei Hielschers im bombengefährdeten Potsdam, bevor sie dann tatsächlich dort verbrannte. Frau Gertrud hat damals für ihren in Nedlitz dienenden Mann die Feder geführt; ihr Schreiben an Wolfram Sievers, in bestem Beamtendeutsch, ist ein Musterbeispiel NS-feindlicher Tarntaktik. „Um die mündlich und fernmündlich mir aufgebene Sicherstellung der Bücherei mit Sammlungen in der bisherigen Außenstelle Potsdam [!] durch Überführung in sichere Gebiete durchführen zu können, bitte ich um schriftliche Bestätigung dieses Auftrages auf dem raschest möglichen Wege.“ Sievers' Replik kam postwendend<sup>205</sup>.

Demnach müßten also die Hielscherschen Angaben über die Widerstandstätigkeit seines Freundes Wolfram Sievers stimmen. Zurück zur Nürnberger Schilderung. Hielschers persönliche Feindschaft zum Nationalsozialismus 1932 ist verbürgt<sup>206</sup>. Daß er damals beriets einen „Bund“ gebildet hat, um das „Gesindel“ zu bekämpfen, mag wohl sein, wäre indessen in der Geschichte des deutschen Widerstandes gegen Hitler einmalig. Aber daß Hielscher Wolfram Sievers zu Wirth geschickt haben will, weil er dessen spätere Bindungen zu Himmler „erahnt“ habe, ist schlichtweg erfunden. Denn die näheren Umstände, unter denen Wolfram Sievers, der Glaubenszweifler, 1932 mit Herman Wirth zusammentraf, sind bekannt: Sievers gesellte sich aus eigenem Antrieb zu Wirth. Sievers ging auch zuerst nicht nach Bad Doberan, sondern nach Marburg – im April 1932, Monate also, bevor Hielscher seinen „Bund“ aufgezogen haben will<sup>207</sup>, allein davon steht nichts in Hielschers Memoiren. Im übrigen war Herman Wirth, mit der NSDAP verfeindet, damals sehr weit von einer Freundschaft mit dem Reichsführer-SS entfernt. Diesen hat er erst zufällig im Herbst 1934 kennengelernt, und zwar nicht aufgrund der Doberaner Arbeit, die längst als gescheitert galt; das aber hätte Hielscher 1932 schwerlich prophezeien können. Der wichtigste Punkt, nämlich die Tatsache, daß Sievers den Geistesurgeschichtsforscher im Frühjahr 1933 wieder verließ, wird von Hielscher geflissentlich übergangen. Wenn Wirth wirklich der kommende Mann gewesen wäre, dann wäre es von Sievers als künftigem Spion des Hielscherschen Bundes in der NS-Bewegung doch höchst töricht gewesen, den Professor wenige Monate nach der Machtergreifung im Stich zu lassen. Hat sich Sievers an Wirth doch erst wieder gewandt, als er in eine wirtschaftlich ausweglose Lage geraten war und ihm der Posten eines „Generalsekretärs“ im neugegründeten „Ahnenerbe“ großartige Berufschancen bot.

Ob Sievers wirklich Geheimdaten der SS beschaffen konnte, muß unbewiesen bleiben. In Nürnberg wurde erklärt, er habe die Belegschaft von im Reiche stehenden SS-Einheiten eruieren können<sup>208</sup>; derartiges dürfte damals aber kaum ein großes Geheimnis gewesen sein. Himmler selbst hat beispielsweise 1938 gar kein Hehl daraus gemacht, daß die Schutzstaffel gegenwärtig „rund 210 000 Mann“ betrage<sup>209</sup>. Sogar die Stärke einzelner Einheiten wird von ihm angegeben: eine Standarte, so sagt er, bestünde aus 1 600 Mann<sup>210</sup>.

Und nun zur Rettungsaktion politisch Verfolgter. Sievers will Adam von Trott zu Solz 1943 im Auswärtigen Amt wegen Niels Bohr gewarnt haben; Solz soll die Warnung nach Dänemark weitergegeben haben, Bohr konnte nach Schweden entkommen<sup>211</sup>. In der Tat schreibt David Irving, Bohr sei in Kopenhagen 1943 von

Duckwitz, einem Mitglied der Deutschen Botschaft, über die ihm drohende Gefahr in Kenntnis gesetzt worden, Duckwitz habe die Flucht arrangiert<sup>212</sup>. Möglicherweise war es also Trott zu Solz, der Duckwitz alarmierte. Ehemalige Mitglieder der Schutzstaffel wissen es besser. Dr. Franz Riedweg, einst Sievers' Gegenüber als Mitverantwortlicher für die Volkstums- und Wissenschaftsarbeit in den germanischen Ländern, macht heute hauptsächlich den einstigen Bevollmächtigten der Reichsregierung in Dänemark, SS-Obergruppenführer Dr. Werner Best, für die gelungene Flucht Bohrs verantwortlich<sup>213</sup>. Geht man der Sache nach, so erfährt man, daß Werner Best sich bereits im Herbst 1943, als die Judenaktion in Dänemark anlaufen sollte, zur aktiven Sabotage des betreffenden Führerbefehls entschlossen hatte. Er war es, der Duckwitz informierte; Bohr wurde dann auch nicht als einzelner gerettet, sondern in einer Gruppe von Tausenden dänischer Juden<sup>214</sup>.

Die Befreiung des norwegischen Rektors Seip aus dem KL und seine nachmalige Betreuung setzen heute gleich drei alte Mitglieder des „Ahnenerbes“ auf ihr morales Konto: außer Wolfram Sievers nämlich noch Ex-Kurator Wüst und Redakteur J. O. Plaßmann. So schreibt Prof. Dr. Wüst: „Prof. Seip wurde befreit primär durch Eingreifen skandinavischer Diplomaten, nämlich des schwedischen Gesandten Richert und des finnischen Gesandten Prof. Kivimaeki. Diese beiden Herren wandten sich, z. T. über Sven Hedin, an Wüst, der sich seinerseits an Himmler wandte.“ Eine Beteiligung Sievers' an der Evakuierung Seips aus dem KL Sachsenhausen wird von Wüst nachhaltig bestritten<sup>215</sup>. Plaßmann hingegen bekräftigt sie: „Wenn Seip bei dem Verhör im Reichssicherheitshauptamt im November-Dezember 1942 den Eindruck gewann, daß Himmler ein persönliches Interesse an seinem Wohlergehen hatte, so war dieses Interesse ausschließlich darauf zurückzuführen, daß ich seit Pfingsten 1942 . . . über Herrn Sievers und das Ahnenerbe bei Himmler Vorstellungen erhoben hatte, man solle Seip freilassen.“<sup>216</sup> Die Wahrheit ist dies: Prinz Eugen von Schweden hatte seinerzeit mit dem schwedischen Gesandten Arvid Richert gesprochen. Dieser setzte sich mit seinem finnischen Kollegen in Berlin, Prof. Kivimaeki, zusammen. Kivimaeki versuchte es zuerst auf dem offiziellen Wege, wandte sich dann aber, was er anscheinend in derartigen Fällen zu tun pflegte, an Himmlers finnischen Leibmasseur Felix Kersten. Es war Kersten, der Himmler dann – bei der Magenmassage – wieder einmal erweichte<sup>217</sup>. Am 21. Dezember 1942 wurde Seip aus Sachsenhausen entlassen<sup>218</sup>. Diese Schilderung stammt von Seip selbst, der – für dieses Stadium der Rettung – weder Wüst, Sievers noch Plaßmann erwähnt. Bei der weiteren Betreuung sind dann allerdings alle drei „Ahnenerbe“-Funktionäre – auf ausdrückliches Geheiß Himmlers – tätig geworden, was nach dem Kriege mehrfach, unter anderem auch von Seip, glaubwürdig bezeugt worden ist<sup>219</sup>. Die endgültige Rückführung des Ehepaares Seip nach Skandinavien erfolgte nicht auf Betreiben der SS, sondern auf den Druck des schwedischen Grafen Folke Bernadotte hin, der mit den beiden Norwegern am 9. April 1945 in einem der letzten Flugzeuge Berlin-Tempelhof verließ<sup>220</sup>. Aus der offiziellen Korrespondenz<sup>221</sup> ebenso wie aus Seips Erinnerungsband<sup>222</sup> geht hervor, daß Sievers sich korrekt, aber nicht über den von Himmler gewünschten Rahmen hinaus um Seip bemüht hat. Der Gelehrte erhielt eine sehr großzügig bemessene monatliche Forschungsbeihilfe, mußte ansonsten aber für das „Ahnenerbe“ arbeiten<sup>223</sup>. Daß dabei seine privaten wissenschaftlichen Interessen durchaus zu kurz kommen könnten, dafür hat Wolfram Sievers selbst gesorgt. So schrieb er den für einen Widerständler

wohl recht merkwürdigen Brief an den regimetreuen Plaßmann: „Es erscheint mir angebracht, die Arbeiten des Genannten [Seip] von Zeit zu Zeit zu kontrollieren, damit unser Forschungsauftrag nicht zugunsten seiner übrigen Arbeiten . . . allzu sehr verkürzt wird.“<sup>224</sup>

Was schließlich die norwegischen Studenten angeht, so ist Sievers' Behauptung, er habe sie gerettet, absurd<sup>225</sup>. Vielmehr geht deren endgültige Evakuierung nach Dänemark – nicht vor Ende April 1945 – erwiesenermaßen auf Kersten und Bernadotte zurück; nach der Lagerhaft im Reich (Sennheim, abermals Buchenwald, dann Neuengamme) standen sie im dänischen Lager Fröslev noch immer unter Aufsicht der Gestapo<sup>226</sup>. Erst die deutsche Kapitulation hat ihnen endgültig die Freiheit gebracht. Sievers aber war es gewesen, der neben anderen im Lager Sennheim die ideologische „Bekehrung“ der Studenten durchzuführen gedachte<sup>227</sup>.

Der Geologe Lais dagegen hat tatsächlich im „Ahnenerbe“ gearbeitet; er forschte in der Slowakei, Lothar Zotz hat das selbst bestätigt<sup>228</sup>. Ob er nun gerade durch Sievers zur Forschungsgemeinschaft Himmlers gestoßen war, wurde in Nürnberg nicht erörtert. Die ehemaligen Dachauer Kalfaktoren Robert Feix und Dr. Rolf Punzengruber sagten vor dem Militärgerichtshof aus, Sievers habe ihre Freilassung erwirkt; Friedrich Bromm meinte, er hätte sie beim RSHA zumindest beantragt<sup>229</sup>. Aktenkundig sind diese Vorgänge allerdings nicht. Wenig mehr Licht fällt auf die Affäre Knyphausen. Sievers' alter Freund Appo stand dem Solf-Kreis nahe; 1940, als er in ein Hochverratsverfahren verwickelt wurde, will er durch Sievers gestützt worden sein. 1943 soll Sievers dem erneut verhafteten Grafen abermals geholfen haben, ohne allerdings viel auszurichten<sup>230</sup>. Darüber findet sich nichts in den Akten. Doch geht Sievers' Kontakt mit Knyphausen aus einigen Briefen, die von 1941 bis 1942 zwischen dem Reichsgeschäftsführer und dem in Finnland stationierten Kriegsberichterstatter hin und her pendelten, hervor<sup>231</sup>. Den Pater Pramberger indes brauchte Sievers gar nicht zu beschützen, der war ein scharfer Nazi. So schrieb der aus der katholischen Kirche ausgetretene Gottesmann im Mai 1940 an Sievers, er werde sich von den Siegesberichten der deutschen Wehrmacht nun einmal abwenden müssen, um zu prüfen, ob der Mädchename seiner Großmutter auch in der „Ahnenvelt des Führers“ auftauche. Denn „es wäre das Erleben zu groß, daß ich mit unserem Führer und wenn auch sehr weit blutsverwandt wäre“<sup>232</sup>. Für den Nürnberger Zeugenstand war der steiermärkische Benediktiner-Pater allerdings rechtzeitig in den Schoß der Kirche zurückgekehrt – als ehemaliger Verfolgter des Nazi-Regimes<sup>233</sup>.

Zur Angelegenheit Popitz wäre zu bemerken, daß es Hielscher durchaus gelungen sein mag, Widerständler zu warnen, für Norwegen hat der in jeder Hinsicht als zuverlässig geltende Theodor Steltzer dies auch nachdrücklich bestätigt<sup>234</sup>. Zweifelhafte ist nur, ob Sievers es war, der Hielscher die Nachricht von Himmlers Kenntnissen nach einem Freundeskreistreffen zutrug. Dies erscheint aus zwei Gründen unglaublich. Einmal weiß man heute, daß der Reichsführer-SS seinen „Freundeskreis“ seit Kriegsbeginn kaum noch besucht hat; Sekretär Kranefuß bedauerte es am 21. April 1943 außerordentlich, Himmler in den letzten Jahren bei den Zusammenkünften nicht mehr gesehen zu haben<sup>235</sup>. Und sollte Himmler selbst 1944 im Berliner „Haus der Flieger“ anwesend gewesen sein, so wird er im Kreise von mindestens zwanzig Gästen kaum über sein Interesse an Popitz geplaudert haben. Derart politisch naiv ist der Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei

zeitlebens nicht gewesen. Im übrigen konnte das, was Himmler in seiner Freundesrunde da erzählt haben soll, gar nicht stimmen. Laut Sievers habe Himmler gesagt (so Hielscher), der Popitz habe sich an ihn, den Reichsführer-SS, heranmachen wollen, „darum habe er sich auf das Gespräch mit Popitz eingelassen“<sup>236</sup>. In Wirklichkeit war es jedoch umgekehrt: dem preußischen Minister waren die SS-Kontakte, vom Freunde Langbehn hergestellt, „etwas unheimlich“; nur zögernd hatte er das Angebot Himmlers zur Aussprache akzeptiert<sup>237</sup>.

Das Beispiel „Südtirol“ ist eines der schwächsten Glieder in der Beweiskette Hielschers. Der Memoirenschreiber verlegt den Höhepunkt der Südtiroler Krise ins Frühjahr 1942, in die Zeit nämlich, da Himmler sich entschlossen hatte, dem „Ahnenerbe“ die Menschenversuche zu unterstellen. Indem Hielscher Humanversuche mit Südtirolern koppelt, wirft er das erste Problem geschickt in die eine, das zweite in die andere Waagschale des Sieversschen Gewissens. In Wahrheit bestanden beide Komplexe unabhängig voneinander. Und Hielscher tut zudem ganz so, als habe Sievers damals überhaupt noch eine Entscheidung hinsichtlich der umzusiedelnden Südtiroler fällen können. Die Forschung jedoch hat nachgewiesen, daß die Mehrheit der Optanten das Vertragsgebiet bis Ende 1940 verlassen hatte, danach meldeten sich – auch ohne Sievers’ angebliches Verschleppungsmanöver – nur mehr wenige, und zwar so wenige, daß, wie an anderer Stelle gezeigt worden ist, Sievers allen Anlaß hatte, eine plötzliche Unterbrechung seiner Tätigkeit in Italien zu befürchten<sup>238</sup>. Es ist schon richtig, daß, wie auch J. O. Plaßmann nach dem Kriege schrieb, die Aufnahmearbeiten der „Kulturkommission“ in Südtirol einen anderen Zweck verfolgten als den von Himmler ins Auge gefaßten; doch nennt auch Plaßmann nicht das wirkliche Ziel. Das bestand darin, wie oben ausgeführt, das „Ahnenerbe“ so lange wie möglich im Vertragsgebiet zu beschäftigen um des „Ahnenerbes“ willen, nicht aber, wie Plaßmann, und mit ihm auch Hielscher, meint, „den Beginn der Umsiedlung“ hinauszuzögern<sup>239</sup>. Denn mit der Umsiedlung war gleich nach der Abstimmung (vom Jahre 1939) begonnen worden, und auch diese war, wie Plaßmann falsch anmerkt, beileibe kein „Scheinmanöver“<sup>240</sup>. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß Sievers die bedrängten Südtiroler insgeheim bedauerte und daß er sich aus diesem Grunde privat für ein Bleiben der Bauern im Vertragsgebiet ausgesprochen hat, wie es von mehreren Kommissionsmitgliedern in Nürnberg beeidet worden ist<sup>241</sup>; mit aktivem Widerstand im Sinne Hielschers aber hatte das nichts zu tun.

Wie verhält es sich dann mit dem Attentatsplan? Ob die Gruppe Hielscher an die Ermordung Heinrich Himmlers überhaupt gedacht hat, bleibe hier dahingestellt. Sehr wahrscheinlich ist es nicht. Völlig fraglich schon ist die Rolle, die Wolfram Sievers in dem Unternehmen zukommen sollte. Ganz allgemein betrachtet, erscheint der Plan der beiden Hauptverschwörer viel zu umständlich. Wäre es nur um die Tötung Himmlers gegangen, so hätte Sievers diese ebensogut während einem seiner zahllosen persönlichen Interviews beim Reichsführer-SS bewerkstelligen können; um die Beseitigung des Mannes ging es aber nicht allein, das haben die beiden selber zugegeben<sup>242</sup>. Der SS-Apparat in seiner Vielgliedrigkeit mußte übernommen, befehligt werden; danach war die gesamte Maschinerie außer Stand zu setzen. Wen aber hatte Wolfram Sievers 1943/44 im Sinn, damit er den Automatismus dieses Kolosses hätte aufheben können? Er selbst, nur ein Standartenführer, kam dafür nicht in Frage. Glaubt Hielscher heute wirklich, seinen Lesern

weismachen zu können, RSHA-Chef Kaltenbrunner hätte nach einem „Unfall“ Himmlers in den Bergen Salzburgs nicht sofort zugeschlagen?

Die Einzelheiten der Attentatsstudie sind nicht dazu angetan, das Vertrauen des historisch interessierten Lesers zu erwecken. Da ist einmal die Sache mit den Geiern. Man wollte den Reichsführer-SS also bei seiner Jagdleidenschaft packen, meint Friedrich Hielscher. Wußten er und Wolfram Sievers nicht, daß Himmler kein begeisterter Jäger war? Himmlers Abneigung gegen die Pirsch war in der Schutzstaffel allenthalben sprichwörtlich. So wollte der Reichsführer zwar ein Gehege einrichten lassen, aber nur Hunde, Katzen und Sauen dürften darin geschossen werden; „alles andere Getier soll sonst hier seine Freistatt haben“, schrieb Himmler im April 1940 an Oswald Pohl<sup>243</sup>. Seinem Leibarzt vertraute er an, er liebe nun einmal die Jagd, „diesen rohen Sport“, nicht, nach dem Kriege werde er „strengste Vorschriften zum Schutze der Tiere“ erlassen<sup>244</sup>. Ähnliches äußerte er auch gegenüber seinem Hofastrologen Wilhelm Th. H. Wulff<sup>245</sup>. Man sieht: Himmler hatte einen ausgesprochenen Sinn für das Naturschutzwesen, und dieser Mann soll sich 1943 dazu bereit erklärt haben, 28 überaus seltene Alpengeier aus der Luft zu holen? Nun ist es immerhin möglich, daß Sievers von der Jagdeinstellung seines Herrn tatsächlich nichts gewußt hat. So schreibt er sogar selbst einmal an Dr. Ernst Schäfer vom „Jägerherz des Reichsführers-SS“<sup>246</sup>. Wenn man jedoch einen für die gesamte Nation entscheidenden Umsturzplan nur auf der Mutmaßung aufbaute, der Reichsführer-SS sei ein forscher Jägermann, so müßte heute allein aus diesem Grund entweder an der Intelligenz oder an der Ernsthaftigkeit der Attentäter gezweifelt werden. Daß Sievers und Hielscher hochintelligent waren, wird niemand bestreiten. Demnach ist der Attentatsplan nach 1945 frei erfunden. Das ist heute übrigens auch die Meinung Walther Wüsts<sup>247</sup>.

Daß dem in der Tat so war, darauf deuten heute noch weitere Details. Mit dem Geierfilm hatte es schon seine Richtigkeit. Nur ist dieser Film nicht, wie Hielscher zu verstehen gibt, zu Köderzwecken für Himmler im Sommer 1943 spontan von Sievers gedreht worden, sondern jene Drehaufnahmen waren seit dem 24. September 1941, dem Tag, da Tratz Sievers zum erstenmal von den Geiern erzählte, von langer Hand geplant gewesen, und zwar schon für Mai 1942<sup>248</sup>. Damals aber dürfte Sievers mit diesen Arbeiten kaum ein Attentat auf Himmler verbunden haben. Gewiß: der Film wurde bis Ende 1943 auch wirklich fertiggestellt und sollte Himmler im März 1944 vorgeführt werden – allerdings nicht im Salzburger, sondern in Birnbaum (Schlesien), wo sich Filmfachmann Bousset damals aufhielt<sup>249</sup>. Über die geplante Jagd des Reichsführers-SS im Hollerbachtal, ja selbst über einen harmlosen Besuch Himmlers in den Salzburger Bergen nach 1942 findet man nicht den geringsten Hinweis in den Akten.

Diese Dokumentationslücke ist schon deshalb bemerkenswert, weil Sievers ja am 19. Juli 1944, also ausgerechnet einen Tag vor dem Attentat auf Hitler, eine letzte Vorbereitungsreise nach Salzburg unternommen haben will. Schon damals war der Reichsführer-SS ein vielbeschäftigter Mann; jede Minute seiner Zeit wurde praktisch im voraus geplant. Hätte er wirklich die Absicht gehabt, nach dem 19. Juli ins Hollerbachtal zur Jagd zu fahren, dann wohl kaum ohne großes Gefolge und ohne längere Vorkehrungen zu treffen, die sich auch im Schriftwechsel des Amtes A irgendwie hätten niederschlagen müssen. Was aber tat Sievers am Mittwoch, dem 19. Juli 1944, wirklich? Laut Diensttagebuch<sup>250</sup> befand er sich damals

auf einer Reise von Waischenfeld nach Dachau. Um 10.30 Uhr fuhr er aus Waischenfeld ab und erreichte Dachau, nach einer mehr als dreistündigen Rast in Augsburg, um 23.55 Uhr. Nun ist es theoretisch zwar denkbar, daß Sievers, der laut Nürnberger Aussage für die Zwecke des Widerstandes öfters Scheineintragungen in sein Tagebuch gemacht hat<sup>251</sup>, in der angegebenen Zeit von Waischenfeld über Salzburg nach Dachau gefahren ist. Doch selbst unter den günstigsten Fahrverhältnissen, die im Juli 1944 im Deutschen Reich nicht mehr gegeben waren, hätte Sievers mit seinem Dienstwagen niemals die Strecke über München nach Salzburg geschafft, eventuell noch den Einstieg ins Hollerbachtal bewältigt (allein von der Edelweißhütte zum designierten Tatort waren es laut Hielscher ja fünf Stunden!), die Arbeiten durchgeführt und rechtzeitig vor Mitternacht das KL Dachau erreicht. Denn dann hätte er allein mit dem Wagen eine Strecke von über 600 km zurücklegen müssen, damals schier ein Ding der Unmöglichkeit. Wäre es für den Reichsgeschäftsführer außerdem nicht viel sicherer gewesen, er hätte eine Dienstreise nach Salzburg zum „Haus der Natur“<sup>252</sup> oder besser noch, nach Schloß Mittersill, offiziell deklariert und seiner Sekretärin einen korrekten Hinweis für das Tagebuch bezüglich seines Geierfilms diktiert? Demnach kann es sich bei seinem Tagebuchinhalt vom 19. Juli 1944 gar nicht um einen fiktiven Vermerk handeln: im Salzkammergut ist Sievers also nicht gewesen. Am nächsten Tag aber, am historischen 20. Juli, war der Reichsgeschäftsführer auf den Dachauer Stationen Lützelburgs, Mays und Plöttners; er beriet sich in Sachen Schröder-Stranz und mit Prof. Dr. Beiglböck wegen dessen Meerwasserversuchen<sup>253</sup>.

Damit wäre die letzte, und vielleicht wichtigste Station am verschlungenen Pfad des Widerständlers Wolfram Sievers erreicht. Sollte Sievers wirklich die Menschenversuche auf sich geladen haben, um andere Verfolgte des Regimes zu retten? Nach der Darstellung Hielschers war es das Grundprinzip seiner Widerstandstaktik gewesen, den Terrorismus des Dritten Reiches durch Einschleusen sabotierender Spione zu hemmen. Auf Wolfram Sievers und die Situation der Humanexperimente im „Ahnenerbe“ übertragen hieß das „Sand in das Getriebe der Versuchsbefehle und der Versuche selbst werfen“<sup>254</sup>. Daran indessen gibt es keinen Zweifel: Sand hat der Reichsgeschäftsführer des „Ahnenerbes“ in die Maschinerie der Versuche niemals geworfen. Sondern er goß Öl.

Um dieser Tatsache auszuweichen, hat Hielscher in seinem Werk in dummer und äußerst gehässiger Form den einstigen Kurator des „Ahnenerbes“ für die Angliederung der Humanversuche an die Forschungsgemeinschaft „Ahnenerbe“ verantwortlich gemacht: Hielscher benennt Wüst als den hauptsächlichsten Förderer der Versuche<sup>255</sup>. War nun der Sündenbock gefunden, so blieb noch, den Freund vollends zu entlasten. Hielscher tat dies, indem er sich auf das schon erwähnte „Ostergespräch“ zwischen Himmler und Sievers (1942) berief, im Zuge dessen der Reichsführer dem Reichsgeschäftsführer erklärt haben soll: „Ich habe es schon mit Wüst besprochen. Er ist einverstanden und wird die Befehle in meinem Sinne erlassen.“<sup>256</sup> Welche Befehle? Befehle in dieser Angelegenheit nahmen vom Reichsführer-SS ihren Ausgang; Anordnungen, die sich auf diese Befehle stützten, hat Sievers selbst in seiner Eigenschaft als Direktor des Instituts für Wehrwissenschaftliche Zweckforschung getroffen. Daß Sievers, nach seiner Nürnberger Angabe, nach dem Ostergespräch bei Wüst gewesen ist, damit dieser bei Himmler gegen die Versuche interveniere<sup>257</sup>, ist, laut Walther Wüst, eine glatte Erfindung<sup>258</sup>, nach dem be-

kannten Tatbestand auch höchst unwahrscheinlich. Vielmehr sprechen alle Indizien dafür, daß Sievers es war, der die Unterstellung der Versuche unter das „Ahnenerbe“ wenn auch nicht unmittelbar verursacht, so doch freudig begrüßt hat, und daß er sich in der Rolle des Antreibers dieser und auch weiterer Versuche sehr gut gefiel. Hauptsächlich er war es, der Rascher von Anbeginn willig förderte, durch ihn fand Hirt endgültig zum Reichsführer-SS, er regte unter anderem an, daß May, der Entomologe, zum Zwecke seiner Malariaforschung „Beobachtungen an Sträflingen“ anstelle<sup>259</sup>. Von Himmler ist ihm das nicht nahegelegt worden.

Von einem Widerstandskämpfer, der im Apparat des zu bekämpfenden Regimes sitzt, erwartet man, daß er, wenn er keine Gelegenheit zur heimlichen Sabotage findet, sich zumindest neutral verhält. Sievers hat sich aber nicht neutral verhalten, er hat für seinen Ruf als besonders ergebener Gefolgsmann Heinrich Himmlers stets durch Taten Ehre eingelegt. So hat er in zahlreichen Fällen rücksichtslos Menschen beim Reichssicherheitshauptamt denunziert, darunter nicht nur Juden wie Dr. Benno Wolf, sondern auch solche, die selbst nach den strengen ideologischen Maßstäben des Dritten Reiches als harmlos anzusehen waren. Frau Lytta Lönnies-Waldmann war eine dieser Personen. Zugegeben, die germanomanische Schwärmerin, die sich unablässig beim Reichsführer-SS wichtig tun wollte, mag nicht die angenehmste Bekanntschaft gewesen sein. Man hat heute auch dafür Verständnis, daß Sievers schrieb, er finde ihre Forschungen „reichlich nebelhaft“<sup>260</sup>. Aber war es nötig, Rudolf Brandt für das RSHA mitzuteilen: „Es genügt mir . . . zu wissen, daß Frau Waldmann von 1923–1933 mit einem Juden verheiratet war und von ihm ein Kind hat“? Dann empfahl er, die weiteren Ausführungen der Dame beim SD zu hinterlegen<sup>261</sup>. Das war im August 1942, zu der Zeit also, als Sievers seine schwerste Gewissenskrise schon überwunden haben will. Ein Jahr zuvor hatte er den einstigen „Ahnenerbe“-Abteilungsleiter Karl Konrad Ruppel beim SD kompromittiert. Wußte er nicht, daß es einem politischen Todesurteil gleichkam, wenn man als SS-Führer an die Gestapo schrieb, ein Mensch sei im Dritten Reich „politisch indifferent“ und „in weltanschaulicher Hinsicht nicht ganz klar“<sup>262</sup>? Statt daß der Widerständler Wolfram Sievers für jede Sabotage, die er beobachten konnte, dankbar gewesen wäre, hat er von ihm ermittelte Saboteure ohne Umschweife der Lynchjustiz der SS ausgeliefert. So im September 1943, nachdem er festgestellt hatte, daß der private Lebensmittelvorrat der Reichsgeschäftsführung auf dem Transport von Berlin nach Waischenfeld erst durch SS-Leute, dann durch wahrscheinlich großen Hunger leidende Häftlinge des KL Flossenbürg bestohlen worden war. „Die beteiligten Häftlinge“, so schrieb Sievers schneidig an das SS- und Polizeigericht, „wurden bereits gemeldet, und in ein Straflager überstellt.“<sup>263</sup> Bei diesem Brief, der jederzeit nachprüfbar sein mußte, wird es sich kaum um einen fingierten Vermerk gehandelt haben.

Paßt dies zum Bilde eines Widerständlers? Definiert man „Widerstand“ als eine Haltung, die zu jeder Zeit die aktive Gegnerschaft zum Regime fordert und dort, wo diese praktisch nicht realisierbar ist, zumindest Neutralität verlangt und bei der Durchführung objektiv verwerflicher Handlungen Zurückhaltung auferlegt, so ist Wolfram Sievers kein Widerständler gewesen. Friedrich Hielschers Rechnung, nach der er glaubt, ein oder mehrere Todesopfer verantworten zu dürfen, wenn dadurch andere Menschenleben gerettet werden können, geht nicht auf. Nach der geltenden Moral wird man zum Mörder und mithin schuldig auch dann, wenn man

im Dienste einer verbrecherischen Regierung durch einen Mord das Leben anderer zu bewahren sucht. Auch nach der Ethik der antihitlerischen Opposition, die den Tyrannenmord schließlich erlaubte, heiligte der noble Zweck nicht alle Mittel: Unschuldige sollten nach Möglichkeit nicht verderben. Doch selbst wenn man die Buchführung Hielschers akzeptiert und auf den Fall des Wolfram Sievers anwendet, so ergibt sich, daß die Menschenleben, die dieser eventuell retten half (Therese Richter), sich quantitativ nicht gegen die große Zahl der Versuchsoffer unter Hirt und Rascher aufrechnen lassen.

Und dennoch kann man die Rolle Sievers', die er als Kontaktmann zur Gruppe Hielscher gespielt hat, nicht hinwegleugnen. Wie läßt sich dieses Phänomen erklären? Drei mögliche Lösungen bieten sich an:

1. Sievers war schizophran; er hat aus – nur tiefenpsychologisch zu deutenden – persönlichen Motiven tagsüber die Rolle des regimetreuen SS-Führers gespielt, die ihn in die Regionen des Verbrechens führte, nachts aber den edlen Freunden im Untergrund geholfen. Dieses Jekyll-Hyde-Schema paßt jedoch nicht auf den seit den späten dreißiger Jahren gemütmäßig zusehends ausbalancierten SS-Standartenführer Sievers. Bezeichnenderweise hat ja der Nürnberger Gutachter der Verteidigung, der Psychiater Dr. Villinger, Sievers keine seelische Anomalie, keine psychopathischen Züge, keine Schizophrenie attestiert<sup>264</sup>. Im übrigen gibt es für diese Art des schizophranen SS-Führers bisher noch keinen Präzedenzfall.

2. Die zweite Lösung kann man sich in mehreren Abweichungen vorstellen, die auf jeweils verschiedenen Motivationen beruhen; auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, gleichen alle Variationen prinzipiell der Hielscherschen Fassung. Sievers ist als mehr oder weniger ideologisch gefestigter Gegner des herrschenden Systems in den Apparat gegangen, um zu sehen, „was dort gespielt wurde“; er hat sich an Verbrechen mitschuldig machen müssen, um wegen der sauberen Ideale (die von einer aktiven Widerstandsgruppe außerhalb des Apparats verkörpert wurden) am Ball zu bleiben. In der Geschichte der Schutzstaffel ist dieses Beispiel nachweislich durch zwei Varianten verkörpert worden. Die erste hat nach dem Kriege relativ früh Publizität erlangt, ist jedoch erst kürzlich von der Forschung einleuchtend erläutert worden. Gemeint ist der „Fall Gerstein“. Kurt Gerstein, so hatte 1953 schon Hans Rothfels<sup>265</sup> geschrieben, war als Angehöriger der Bekennenden Kirche in die SS gegangen, um gleichsam als „Spion Gottes“ später über die Verbrechen des Regimes Zeugnis ablegen zu können. Durch eine tragische Verkettung der Umstände wurde er mitschuldig an der Vergasung Hunderter von Juden im Vernichtungslager Belzec. Nach Kriegsende ist der SS-Obersturmführer in einem französischen Gefängnis eines geheimnisvollen Todes gestorben, bevor ihm eine Chance gegeben war, vor einem Gerichtshof auszusagen. Erst jetzt hat der Israeli Saul Friedländer gezeigt, daß Gerstein weniger von einem echten Willen zum Widerstand gegen das Dritte Reich motiviert worden ist, als von einer pathologischen Sucht nach Publicity. „Man wird von mir hören, verlaß dich drauf“, hatte Gerstein zu seiner Frau gesagt, kurz bevor er sich im April 1945 den französischen Behörden in Reutlingen stellte, „du wirst dich wundern, *was* ich alles getan habe!“<sup>266</sup> Doch sein Biograph befindet: „Sein Rufen blieb ohne Widerhall, seine Hingabe war einsam, sein Opfer erschien deshalb ‚unnützlich‘ und wurde zur ‚Schuld‘.“<sup>267</sup> Bei Gerstein handelte es sich offensichtlich um einen Mann, dessen Drang zur Prominenz in einem umgekehrten Verhältnis zu seinem wirklichen Einfluß stand. Sievers aber

hatte keinen „Gerstein-Komplex“, denn er besaß schon als junger Reichsgeschäftsführer des aufblühenden „Ahnenerbes“ verhältnismäßig viel Macht; seine Machtfülle weitete sich mit den Jahren. Einen Minderwertigkeitskomplex, der ihn zu einer abenteuerlichen Doppelrolle im Stile Gersteins veranlaßt haben könnte, kann man diesem seit 1939 immer mehr in sich selbst ruhenden Mann ebenfalls nicht unter-schieben. Blicke noch das Vorbild Arthur Nebes<sup>268</sup>. Der Chef der deutschen Kriminalpolizei gewann durch seinen einstigen Untergebenen und Intimus Dr. Hans Bernd Gisevius Kontakt zur Fronde des Widerstandes. Chef eines Amtes der SS, hat er sich im Frühjahr 1941 freiwillig als Führer eines SD-Einsatzkommandos gemeldet<sup>269</sup>, das dann im Raume Minsk-Smolensk russische Juden liquidierte. Nach vier Monaten sei Nebe wieder zu den Berliner Freunden zurückgekehrt, schrek-kensbleich und voller Entschlossenheit, den Diktator demnächst zur Strecke bringen zu helfen. Nach dem Attentat des 20. Juli 1944 vom Volksgerichtshof verurteilt, ist er am 3. März 1945 im KL Flossenbürg gehenkt worden. Über seine Funktion in Rußland schreibt Fabian von Schlabrendorff, damals unter Henning von Tresckow im Zentrum einer militärischen Verschwörergruppe an der Ostfront: „So stellten wir bald eine gute Zusammenarbeit mit Nebe her, der es auf der einen Seite wirklich meisterhaft verstand, seine wahre Gesinnung zu verbergen, und auf der anderen Seite tausend Vorwände erfand, um die Mordbefehle Hitlers in einem geradezu unheimlichen Umfang zu sabotieren. Es gelang, viele Russen vor dem beinahe sicheren Tode zu retten.“<sup>270</sup> Immerhin wurden unter Nebe noch rund 45 000 Juden getötet<sup>271</sup>. Gisevius meint, Nebe hätte zugunsten der Widerstandsgruppe die Aufgaben im Osten nicht ablehnen können; Heinz Höhne, der Biograph der SS, sieht das heute nüchterner. „Der SS-Brigadeführer Nebe glaubte, sich durch zackiges Melden zu einem Osteinsatz die Spange zum Eisernen Kreuz Erster Klasse und die stets ein wenig unsichere Sympathie Heydrichs erwerben zu können. Daß dieser ‚Osteinsatz‘ mit dem größten Massenmord der Geschichte identisch sein würde, wird Nebe anfangs nicht gewußt haben.“<sup>272</sup> Demnach hat Nebe sich – aus was für Gründen auch immer – sowohl für das Regime, als auch für die Oppositionsgruppe bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit eingesetzt. Und Sievers? Er hat zwar die Interessen des Dritten Reiches hochgehalten, seine Nerven für den Bund Hielschers aber wahrhaftig nicht übermäßig strapaziert. Sein Fall bietet also zu dem Arthur Nebes keine rechte Parallele.

3. Um Wolfram Sievers, der selbst seinem Freunde Friedrich Hielscher letztlich ein Rätsel blieb, bis 1945 verstehen zu können, muß man sich in die Zeit vor Hitlers Machtergreifung zurückversetzen. Sievers ist, wie bereits dargelegt wurde, um 1930 in den Bannkreis Friedrich Hielschers gezogen worden, dann aber doch zu Herman Wirth abgeschwenkt, weil er von diesem Antwort auf dringende Glaubensfragen erwartete. 1935 stieß er zum „Ahnenerbe“, einmal aus wirtschaftlichen Gründen, zum anderen, weil ihn die Elite-Vorstellungen der Hielscherschen Metaphysik nicht mehr befriedigten und er seinen Gedanken Taten folgen lassen wollte. Aktivismus und Eliteturm, nach denen er verlangte, fand er in der Schutzstaffel Heinrich Himm-lers noch am ehesten verkörpert. Der dort herrschende Rassismus hat Sievers nicht abgestoßen, sondern angezogen; Schwiegereltern und Witwe bezeugen, daß Sievers völkischen Rassethesen schon vor 1933 durchaus aufgeschlossen war. Der Freund Friedrich Hielschers war 1932 Antisemit. „St. Zweig ist Jude“, schrieb er im Juli an die Mutter seiner Braut auf deren Anfrage, „das Buch, welches Sie meinen, heißt

„Sternstunden der Menschheit“. Eine Vergewaltigung der deutschen Sprache, wie sie nur einem Hebräer möglich ist. Aber die Schilderung der Begebnisse an sich ist gut. Darum habe ich wohl unseren Jungens daraus vorgelesen, nie aber Buch und Verfasser genannt.“<sup>273</sup> Und Hella Sievers erinnert sich: „Im Hause (meiner) Eltern betrieb man privat Blutgruppenuntersuchungen und Studien über die Merkmale der verschiedenen Rassen. Der Vater war der Ansicht, daß man sich nicht mit Angehörigen fremder Rassen, somit auch nicht mit Juden vermischen sollte, weil die Kinder, die aus solchen Ehen hervorgingen, oft sehr unter seelischen Depressionen zu leiden hätten. Jede Rasse sollte für sich bleiben, wenn sie gesund bleiben sollte.“ Frau Sievers macht die sozialdarwinistische Richtung ihres Mannes sogar für dessen Annäherung an Herman Wirth und später an die SS verantwortlich. „Germanische Runenforschung, Rasseforschung zogen ihn sehr an. Daher die Zusammenarbeit mit Professor Hermann Wirth . . . in Marburg und Interesse für alles, was schließlich und endlich zusammen in die SS unter H. Himmler übergang . . . Sievers' Vorliebe für dieses Gebiet war eben stärker als seine tatsächliche Abneigung gegen den [von Sievers als plebejisch betrachteten] Nationalsozialismus, den er, wenn auch sehr ungerne, um dieser Vorliebe (wollen) in Kauf nehmen mußte, wenn er diese ihm liebgewordene Betätigung nicht aufgeben wollte.“<sup>274</sup> Hella Sievers übersieht dabei, daß der Eintritt in die SS geradezu eine Garantie dafür war, sich mit dem nationalsozialistischen Pöbel nicht abgeben zu müssen.

Erst einmal in der SS, vergaß Sievers allmählich seine früheren Ideale. Das Bewußtsein der Elite verflog, übrig blieb der Aktivismus. Sievers wurde ein Karrierist, der sich bald angewöhnte, seine Initialen wie SS-Runen zu zeichnen<sup>275</sup> – man findet sie auf jedem amtlichen Dokument. Kalt rechnend, baute er, von Himmler und anfangs auch von Wüst gestützt, als Hochburg seines Ehrgeizes das „Ahnenerbe“ aus, mehr und mehr fielen ihm die Zügel der Macht in die Hand. Innerhalb seines Geschäftsbereichs wurde er zum Autokraten, zum Schöpfer und Piloten technizistischer Perfektion, die ihm bald über alles ging. Hauptsache, er blieb im Sattel und somit im Vorzimmer der absoluten Macht; dafür war ihm auch das „Ahnenerbe“ stets nur ein Zweckmittel.

Als Vehikel seines persönlichen Erfolges galt es, das „Ahnenerbe“, wo auch immer, zu stützen. Sievers stützte es während der ersten Krisenzeit, bald nach Ausbruch des Krieges, in Polen, in Südtirol, bald auch in den germanischen Ländern. Er trieb seinen Einfluß in abgelegene Gebiete vor: ins Protektorat, in die Slowakei, nach Kroatien, Serbien und Rußland. Er überzog das nationalsozialistische Herrschaftsgebiet mit einem Netz von „Ahnenerbe“-Stationen, dabei bewußt das Risiko einer fortschreitenden Dezentralisation in Kauf nehmend, das er allein durch das Gewicht seiner Persönlichkeit zu überwinden gedachte. Da aber kam die nächste Krise: Sievers sollte eingezogen werden. Mit Recht mußte er nun einen Kollaps der lediglich auf seinem Organisationsgenie beruhenden Institution befürchten, dann nämlich wäre es vorbei gewesen mit der steilen Karriere. Am 16. Juni 1941 wurde Wolfram Sievers zum Infanterie-Ersatzbataillon Leibstandarte Adolf Hitler in Berlin-Lichterfelde rekrutiert, und zwar ursprünglich nur als SS-Schütze<sup>276</sup>, ein Prestigeverlust, der sich auch durch die später getroffene Regelung, Sievers dürfe nach außen hin als Standartenführer auftreten, nicht wettgemacht wurde. Die Tatsache, daß er auch von Lichterfelde aus versucht hat, die Leitung des „Ahnenerbes“ praktisch allein weiterzuführen<sup>277</sup>, beweist, wie wichtig ihm die Forschungsgemeinschaft

Himmlers war: unter keinen Umständen konnte er zulassen, daß sie sich in seiner Abwesenheit zersetze. Um ganz sicher zu gehen, hatte er schon im April darum gebeten, nach einer nur „kurzfristigen militärischen Grundausbildung“ als Angehöriger der Waffen-SS zum „Ahnenerbe“ „zurückkommandiert“ zu werden – was Himmler dann auch genehmigte<sup>278</sup>. Zwar gab es einen Stellvertretenden Reichsgeschäftsführer, den Juristen SS-Hauptsturmführer Dr. Theodor Komanns, aber diesem scheint Sievers nicht getraut zu haben; jedenfalls tritt Komanns im Sommer 1941 nur mehr in untergeordneten Funktionen in Erscheinung. Gleichwohl war es Komanns, der Sievers, wenn auch unfreiwillig, die endgültige Rückkehr zur Forschungsgemeinschaft erleichterte. Am 23. Juli 1941 ist Komanns auf der Autobahn bei Weißenfels tödlich verunglückt. Sofort nahm Sievers dies zum Anlaß, um seine Rückversetzung nach Berlin-Dahlem in die Wege zu leiten<sup>279</sup>; im August war er bereits wieder im alten Amt. Der Leibstandarte blieb er fortan nur noch als Reserve-Schütze treu<sup>280</sup>.

Die Leibstandarte Adolf Hitler galt auch damals noch, wie in den Anfängen, als die Elitetruppe der bewaffneten SS<sup>281</sup>. Besonders an den Engpässen der Front wurde sie ständig benötigt; unzählige Male hat ihr Kommandeur Sepp Dietrich bedrängte Generale von Waffen-SS und Wehrmacht herausgehauen. Mithin mußte Sievers damit rechnen, irgendwann einmal an die Front zu kommen, wenn auch nur als Reservist<sup>282</sup>. Das liefert den Schlüssel zum Verständnis seines weiteren Verhaltens. Er mußte den Nimbus seiner Unabkömmlichkeit im Gefüge der SS ein für allemal unter Beweis stellen, um der Gefahr der neuerlichen Einberufung zu entgehen<sup>283</sup>. Deswegen hat er letztlich die Aktionen der Kulturkommission in Südtirol hinausgezögert, Ende 1941 eine Verbreiterung der „Ahnenerbe“-Basis auf medizinischem Neuland gesucht, dann die Humanexperimente im Bunde mit Himmler selbst tatkräftig gefördert. Schließlich wurde er zum Direktor des Wehrwissenschaftlichen Instituts ernannt, über das – auf dem Geheimwege – alle wichtigen Informationen und Direktiven liefen. Somit war er schlechterdings unersetzlich. Denn einen „Stellvertretenden Reichsgeschäftsführer“, der während der Abwesenheit des Chefs an der Front auch im Institut hätte einspringen können, gab es bezeichnenderweise nach dem Tode Komanns' nicht mehr; dafür wird Sievers selbst gesorgt haben. Wüst aber war für die technischen Belange des Instituts nicht zuständig. Sievers mag die Humanexperimente persönlich bedauert haben; nichts deutet jedoch darauf hin, daß er sich des moralischen Alibis, das der Reichsführer-SS selbst offerierte, nämlich, die Versuche an den „zum Tode Verurteilten“ seien für die Volksgemeinschaft notwendig, nicht willig bedient hätte. Im Gegenteil. Seinem Schwiegervater, einem Gynäkologen, hat Sievers um 1944 ein weißes Pulver gezeigt und gemeint, „dies sei ein Blutstillungsmittel, welches im ‚Ahnenerbe‘ entwickelt worden sei. Sievers war einigermaßen stolz auf das Präparat. Er erzählte Dr. Sieber auch, daß Häftlingen stark blutende Wunden beigebracht worden seien, um das Mittel auszuprobieren. Das Mittel sei für verwundete deutsche Soldaten bestimmt. Dr. Sieber wollte mit dieser ganzen Sache nichts zu tun haben“<sup>284</sup>. Ist es ein Wunder, wenn die engsten Familienangehörigen des Wolfram Sievers, darunter auch seine Ehefrau, heute bekräftigen, sie hätten von seinem Widerstand niemals auch nur das geringste gemerkt<sup>285</sup>?

Läßt sich mit dieser Charakterskizze des SS-Standartenführers Wolfram Sievers etwa die unerbittliche Verfolgungsaktion gegen den Landgerichtsrat a. D. Benno

Wolf und das rege Interesse am heilsamen, für potentielle Versuchspersonen aber ungemein gefährlichen „Gasteiner Wasser“ vereinbaren, so wirft sie doch kein Licht auf Sievers' weitere Bekanntschaft mit dem Doktor Friedrich Hielscher. Tatsache ist, daß Sievers seinem charismatischen Jugendfreund die persönliche Treue auch nach 1935, also nach dem Eintritt in das „Ahnenerbe“ und somit in die SS, nicht gebrochen hat. Sievers hatte sich als Konsequenz seines Wirkens in den völkischen Jugendbünden einen ausgeprägten Sinn für Loyalität bewahrt, den er übrigens auch in der SS bestätigt fand. Hier wird das Männerbündlerische mitgeschwungen haben, das auch aus den Seiten des Buches *Das Reich* von Dr. Friedrich Hielscher spricht<sup>286</sup>. Um 1930, gerade im Kreise der Bewunderer um Hielscher, hatte der begeisterungsfähige Sievers über den „Bund“ geschrieben: „Hier finden wir die Jungen, denen als Hochziel vorschwebt, wahrhaft und mannhaft, herb und hart zu leben, die ihrem Führer durch persönliche Bande verbunden sind und an ihm wachsen, die dann, wenn sie aufrechte, kernige Männer geworden sind, dem Bunde Treue halten . . .“<sup>287</sup> Dem Bunde Treue halten – das konnte Sievers nach 1935 nur noch schlecht und recht. Dem einstigen „Führer“ Hielscher aber war er immer noch durch „persönliche Bande verbunden“, und diese ließen sich nicht so einfach zerreißeln. Berücksichtigt man den Grad der Faszination, die der suggestive Hielscher auf seinen Schützling ausgeübt haben muß, so befremden die späteren Bindungen zwischen den beiden Männern eigentlich nicht. Hielscher verstand es ja in besonderem Maße, sich Freunde aller ideologischen Richtungen warmzuhalten; er kannte Kommunisten wie Kantorowicz und den 1933 nach England emigrierten jüdischen Franz Borkenau<sup>288</sup> ebenso wie den evangelischen Studentenpfarrer Ferdinand Cohrs<sup>289</sup>. Er kannte aber auch den Nationalsozialisten Hans Hinkel, der nach der Machtergreifung im Rosenbergschen Kampfbund für Deutsche Kultur saß und mit dessen Hilfe er seinen Freund Karl August Wittvogel aus dem Konzentrationslager befreite<sup>290</sup>. Diese Tat aber hätte Hinkel noch lange nicht zum „Widerstandskämpfer“ gemacht.

So war es letztlich auch mit Wolfram Sievers. Da er ohnehin bald nur noch die Ideologie der Macht an sich vertrat, war ihm alles recht, solange, wie es ihm und seiner Stellung im „Ahnenerbe“ nicht ernstlich schaden konnte. Gewiß hat Sievers Hielscher aus Anhänglichkeit in der Forschungsgemeinschaft untergebracht, nachdem Hielscher ihn darum gebeten hatte. Er hat auch andere Freunde Hielschers aufgenommen, da er dadurch seinen Alleingang auf den Gipfel der Macht nicht gefährdet wähnte. Und was dergleichen Freundschaftsdienste für den alten Bundesgenossen mehr waren. Im übrigen darf man nicht vergessen, daß es sich mit dem Opportunismus des SS-Führers sehr gut vertrug, ein paar Eisen mehr im Feuer zu haben als unbedingt notwendig – schließlich konnte man ja nie wissen! Daß er Hielscher 1944 aus den Klauen der Gestapo befreite, war ihm wahrscheinlich Herzenssache; wenn er vorsichtig lavierte, würde er den Freund schon retten können. Das Bravourstück ging ja auch nicht schief.

In allem, was sein „Ahnenerbe“ betraf, dürfte Sievers Hielscher niemals Zugeständnisse gemacht haben; was Hielscher zu dem Thema beizutragen weiß, ist erdichtet. Das Südtirolerproblem ist zwischen Sievers und Hielscher wahrscheinlich nie besprochen worden, wie sollte es auch – Leib und Leben der Bauern standen, im Gegensatz zu dem, was Hielscher seinen Lesern zu suggerieren sucht, niemals auf dem Spiel. Und das entscheidende Gespräch bezüglich der anzugliedernden

Menschenversuche hat mit Sicherheit nicht stattgefunden; Sievers wird sich gehütet haben, an diese Problematik im Beisein Friedrich Hielschers überhaupt zu rühren. Wie wichtig eine Freundschaft des Wolfram Sievers zu Friedrich Hielscher im Grunde war, sollte sich erst nach dem Kriege erweisen, als es um Sievers' eigenen Kopf ging. Der Reichsgeschäftsführer hatte dem Doktor das Leben gerettet – nun war es nur fair, daß Hielscher das gleiche tat. Hier liegt schließlich die Ursache der Zeugenrolle Friedrich Hielschers in Nürnberg und des sich darauf gründenden Schrifttums verborgen: nahm es nicht für den Angeklagten ein, daß er als Kronzeugen für seine „wahre“ Einstellung zum nationalsozialistischen Regime einen echten Widerstandskämpfer anführen konnte? Selbst wenn dieser – was Ankläger und Richter freilich kaum gewußt haben dürften – bei der Auswahl seiner Nebenzeugen für Sievers nicht gerade wählerisch vorgegangen ist; denn angesprochen wurde jeder, dem man auch nur im entferntesten eine positive Bemerkung über den Reichsgeschäftsführer zutraute, R. R. Schmidt ebenso wie der „Pater“ Pramberger und sogar Professor Lothar Zotz. Der aber ließ gar nicht erst mit sich reden<sup>291</sup>. Was hätte er über den „Widerstand“ des Wolfram Sievers auch groß aussagen können? So wäre die Rechtsprechung des Nürnberger Gerichtshofes im Falle Sievers nicht mehr und nicht weniger als ein „Justizmord“ zu betrachten als im Falle der Ohlendorf und Kaltenbrunner.

#### 4. Das „Ahnenerbe“ im institutionellen Chaos des „SS-Staates“

Der SS-Führer Wolfram Sievers, der in den letzten Monaten seiner Laufbahn im „Ahnenerbe“ je zehn Tage bei der Reichsgeschäftsstelle in Waischenfeld, im Berliner Reichsforschungsrat und auf Dienstreisen verbrachte<sup>292</sup>, war 1944 nicht mehr Manns genug, das unförmige Gefüge „Ahnenerbe“ zusammenzuhalten und ihm insbesondere bei den anderen Ämtern der SS den notwendigen Rückhalt zu verschaffen. Sievers war körperlich und geistig völlig überlastet, er kannte kein Privatleben mehr<sup>293</sup>; zuletzt wurde er auch noch ernstlich krank<sup>294</sup>. Selbst seine nächsten Dienst-Kameraden kamen schwer an ihn heran. So schrieb der Adjutant Wolf-Dietrich Wolff im Juni 1944: „Es ist bei allem Arbeitseifer, den wir beim Reichsgeschäftsführer immer wieder bewundern, ein regelrechtes Tauziehen um seine Arbeitskraft. Er ist ja nicht nur unser stellvertretender Amtschef, sondern daneben hat er auch noch den Posten des stellvertretenden Leiters des Geschäftsführenden Beirates des Reichsforschungsrates auszufüllen, der ihm z. Zt. außerordentlichen Arbeitsanfall bringt. Daneben hat er für den Reichsführer-SS noch vielerlei Sonderaufgaben durchzuführen, die ihn nicht nur zwingen, in Deutschland, sondern auch in ganz Europa zu reisen. Um Zeit zu sparen, verbringt er den größten Teil der Nächte im Schlafwagen . . . bei den heutigen Verkehrsverhältnissen kein Vergnügen.“<sup>295</sup> In dem Maße, wie Sievers ab 1942 überfordert wurde, versagten sich ihm die Energien zur Realisierung des autokratischen Prinzips, dem er seit Jahren anhing. Auf keinem anderen Sektor wurde dieses Führungsdilemma sichtbarer als im Bereich der zwischendienstlichen Beziehungen: trotz anhaltender Anstrengungen gelang es der Leitung des „Ahnenerbes“ nicht, die Forschungsgemeinschaft Himmlers, nach der institutionellen Aufwertung 1942, auch sinngemäß in den SS-Apparat zu integrieren. Ohne die Anerkennung, ohne den Respekt von seiten der anderen

SS-Ämter, blieb das „Ahnenerbe“ bis zum Ende das „häßliche Entlein“ unter den Dienststellen der Schutzstaffel.

Gewiß kann man dieses Phänomen nur dann verstehen, wenn man es in das strukturelle Weichbild der SS von 1943 oder 1944 einzuordnen vermag. Spätestens seit Heinz Höhnes Biographie der Schutzstaffel ist bekannt, daß die SS kein monolithisches Gebilde gewesen ist, welches das totalitäre Muster des Regimes hätte exemplifizieren können, sondern ein Spielfeld parasitärer Kräfte, die im Neben- und Gegeneinander wirkten, bis auch der letzte Anschein der Geschlossenheit von der destruktiven Wirklichkeit verdrängt worden war<sup>296</sup>. Hans Mommsen hat das treffend kommentiert: „Die SS war ein Sammelbecken der verschiedenartigsten politischen Strömungen, zugleich ein loses Bündel von im wesentlichen nur durch das Mittel der Personalunion verknüpften Organisationen, Dienststellen und Verbänden, deren Aufgabenbereiche einander häufig überschritten, die vielfach unabhängig voneinander eine eigene Politik zu verwirklichen suchten und sich nur widerwillig der Befehlsgewalt des Reichsführers-SS beugten.“<sup>297</sup>

Wie richtig diese Beobachtung ist, sieht man am Beispiel des „Ahnenerbes“ und seiner potentiellen und wirklichen Rivalen innerhalb der SS. Es wurde bereits ausgeführt, daß das „Ahnenerbe“ in seinen ersten Lebensjahren noch nicht in den Mahlstrom der verwirrten Kompetenzen geriet, weil die SS, vielfach im Aufbau begriffen, im wesentlichen überschaubar war. Die ersten Ärgernisse ergaben sich um 1938, als das Hauptamt „Persönlicher Stab, RFSS“, dem das „Ahnenerbe“ lose angehörte, den Kräften der Dezentralisation überlassen wurde und so, gerade in der kulturellen Arbeit, Überschneidungen unvermeidlich wurden<sup>298</sup>. In der Folgezeit, besonders aber nach Kriegsausbruch, wurden diese dann multipliziert, bis sie die Grenze zum Unendlichen erreichten. Freilich sind in den Beziehungen des „Ahnenerbes“ auch nach 1939 gewisse Spannungsverhältnisse nicht überzubewerten, denn sie rührten nicht von der Tätigkeit des „Ahnenerbes“ her und standen daher auch zum Monopolanspruch dieses Vereins innerhalb der Schutzstaffel in keinem realen Zusammenhang. Vielmehr waren sie die natürliche Konsequenz grundsätzlicher konstitutioneller Unebenheiten, die – von Himmler mehr oder weniger gewollt – die Geschichte der Schutzstaffel schon seit ihren Anfängen charakterisierten. Darunter litt das „Ahnenerbe“ aber nicht allein, sondern auch andere Ämter der SS. So war beispielsweise die Funktion der Höheren SS- und Polizeiführer (HSSPF) in der Verfassungswirklichkeit der Schutzstaffel niemals eindeutig definiert und auf die Prärogative der anderen Ämter abgestimmt worden<sup>299</sup>, so daß sich aus dieser Situation heraus stetig latente Spannungen ergaben<sup>300</sup>, die sich nach scharfer Zuspitzung häufig entluden. Das hat auch das „Ahnenerbe“, dessen Arbeitsbereich gewissermaßen überregional war und sich mit dem örtlich abgesteckten Befehlsbereich des jeweiligen HSSPF nicht deckte, erfahren müssen. Da es unter SS-Dienststellen seit jeher üblich war, die lokalen HSSPF zu ignorieren, sah auch der Stellvertretende Amtschef des Amtes A nicht ein, warum er sich beim „zuständigen“ HSSPF Main, SS-Obergruppenführer Martin, melden sollte, nachdem seine Dienststelle von Berlin nach Waischenfeld umgezogen war. Martins Brief an Sievers noch vom März 1945 ist symptomatisch für die stumpfe Ohnmacht, aus der sich die HSSPF seit Jahren zu befreien suchten. „Ich betone, daß in meiner langjährigen Dienstzeit dieser Fall wohl einmalig ist“, meinte Martin, dabei sicher übertreibend, „Sie haben in einer mich verletzenden Weise es in zwei Jahren nicht

für notwendig befunden, diesen Besuch zu machen, oder sich auch nur schriftlich an mich zu wenden, was an sich nicht nur ein Gebot der SS-Kameradschaft und Disziplin, sondern auch des Taktes gewesen wäre.“<sup>301</sup> Sievers sah gar keinen Anlaß, den Erhalt dieses Schreibens auch nur zu bestätigen.

Der sich ständig verstärkende Monopolanspruch des „Ahnenerbes“ beruhte, wie gesagt, nicht auf irgendeiner, eventuell von Himmler verschuldeten, konstitutionellen Fahrlässigkeit, sondern auf einer mangelnden Präzisierung der Funktionen. Die Spezialitäten des „Ahnenerbes“, nämlich Forschung, anfangs auch noch weltanschaulich fundierte Schulung, und später in zunehmendem Maße wissenschaftspolitische Steuerung, waren durch den Verein zum Teil von anderen SS-Ämtern her usurpiert worden, wurden aber, in einer späteren Entwicklungsphase, von wieder anderen Ämtern erneut beansprucht. Fast erkennt man eine Gesetzmäßigkeit: Arbeitskomplexe wurden innerhalb der Schutzstaffel von Amt zu Amt tradiert, ohne daß es irgendeiner Dienststelle wirklich gelungen wäre, ein Monopol zu bilden und dieses innerhalb der Hierarchie auch abzusichern.

Freilich wäre dieser Prozeß nicht möglich gewesen, wenn sich nicht innerhalb jedes dieser Ämter eine Art Standesbewußtsein ausgebildet hätte, eine Art Klubegeist, dessen Träger sich auf seltsame Weise mit den spezifischen Arbeitsinteressen des jeweiligen Amtes identifizierten und der mithin zur Parteilichkeit für das eigene und gegen die „anderen“ Ämter zwang. Dieser Chauvinismus im kleinen führte schließlich zu einer Personifizierung der Ämter selbst, die im offiziellen Schriftwechsel der einzelnen Stellen untereinander zur Genüge zum Ausdruck kommt. Da war dem einen Amt von einem anderen etwas fortgenommen, ein drittes war nach den Regeln der Etikette vernachlässigt worden, ein viertes fühlte sich bedroht. Stets ging es dabei um die Kompetenzen.

Man mag dies beispielsweise im Spiegel der wechselhaften Beziehungen zwischen dem „Ahnenerbe“ und dem Rasse- und Siedlungshauptamt nachprüfen. Von dieser Stelle hatte die Forschungsgemeinschaft Himmlers 1938 wichtige Befugnisse an sich gerissen; nicht zuletzt deswegen war das RuSHA innerhalb der Gesamtschutzstaffel allmählich nach hinten abgefallen. Bis 1941 waren ihm lediglich die Ressorts „Heiratsgenehmigungen“, „Abstammungsgutachten“, „Auskunftsstelle für Verluste der SS im Kriege“ und „Gräberoffiziere der Waffen-SS“ verblieben<sup>302</sup>. Verständlicherweise bemühte sich RuSHA-Chef Hofmann daher, einige der früheren Kompetenzen zurückzuerlangen, zum Beispiel „Wissenschaftliche Forschung“ vom Verein „Ahnenerbe“. Im Mai 1941 tat Hofmann dem „Ahnenerbe“ gegenüber seinen Wunsch kund, im RuSHA demnächst „wissenschaftliche Abteilungen“ errichten zu wollen<sup>303</sup>. Dazu kam es vorerst nicht; immerhin mußte das „Ahnenerbe“ das RuSHA im Herbst um Möglichkeiten einer Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Rassenkunde (Auftrag „Venus-Figuren“) ersuchen, „um Doppelarbeit zu vermeiden“<sup>304</sup>. Demnach war das RuSHA bei der wissenschaftlichen Erörterung zumindest dieses Fragenkomplexes bereits eingeschaltet. Im übrigen unterhielt Hofmann damals eine Abteilung „Brauchtum“, die beispielsweise bei der Anfertigung volkskunsthandwerklicher Möbel (durch die SS-eigene Möbelindustrie<sup>305</sup>) konsultiert wurde<sup>306</sup>, was dem „Ahnenerbe“ als dem selbsternannten „Entwicklungszentrum“ der SS nicht minder ein Dorn im Auge gewesen sein wird. Im November gab es denn auch schon eine RuSHA-Abteilung „Forschung“, unter Professor B. K. Schultz, deren Gefährlichkeit für das „Ahnenerbe“ Reichsgeschäftsführer Sie-

vers keineswegs unterschätzte. „Wenn die Forschungsabteilung auch in erster Linie für die Eignungsprüfer des RuSHA vorgesehen ist, so wird doch eine Verbreiterung der Basis dieser Abteilung nicht ausbleiben“, meinte er ahnungsvoll<sup>307</sup>. Dennoch demonstrierte er seine Bereitwilligkeit, an der Linie der Kooperation und Aussprache mit Hofmann festzuhalten: im Dezember trafen sich beide zwecks klärender Besprechung in den Räumen des „Ahnenerbes“<sup>308</sup>. Auch in den kommenden Monaten hielt die Aura des guten Willens zunächst noch an<sup>309</sup>. Doch seit dem Herbst 1942, nach der Beauftragung des „Ahnenerbes“ in den germanischen Ländern, wurden die Beziehungen zwischen beiden Stellen gefährlich belastet. Das RuSHA neidete dem „Ahnenerbe“ die neugewonnenen Kompetenzen und wollte, zumindest in Norwegen, seinerseits ein „germanisches Forschungsinstitut“ errichten<sup>310</sup>. Das unterblieb zwar, dafür wollte sich aber der Professor Schultz jetzt in den anthropologischen Sektor des geplanten „Unternehmens K“ einmischen<sup>311</sup>. Sievers zeigte sich auf der einen Seite grundsätzlich zur Zusammenarbeit bereit, auf der anderen aber bestand er auf seinem Monopolanspruch. Daß beide Forderungen im Grunde unvereinbar waren, entging ihm. Es schein ihm zweckmäßig, so schrieb er an Schäfer, „mit anderen SS-Dienststellen, wenigstens was uns angeht, freund-nachbarliche Beziehungen zu halten, und sich umsoweniger abzukapseln, desto überzeugter wir sind, daß wir durch unsere Leistungen doch an führender Stelle stehen“<sup>312</sup>. Nachdem das „Ahnenerbe“ einem Ministerialrat Dr. Huhnhäuser bei genealogischen Arbeiten in Norwegen seine Unterstützung zugesagt hatte, argwöhnte das RuSHA wiederum Übergriffe auf seine Arbeitssphäre. Der federführende SS-Sturmbannführer ließ keinen Zweifel an der in seinem Amt vorherrschenden Lesart. „Grundsätzlich müßte ja auch hier das Ahnenerbe als Dienststelle des RFSS sich vor einer Unterstützung einer solchen Sache an das RuS-Hauptamt-SS-Ahnentafelamt wenden, um auch hier eine einheitliche Linie und Führung in den genealogischen Arbeiten zu bekommen.“<sup>313</sup> Huhnhäuser selbst hatte die Überschneidung verschiedener SS-Kompetenzen schon bemerkt und die salomonische Entscheidung getroffen, sein gesamtes Material dereinst dem Reichsführer-SS persönlich zur Verfügung zu stellen<sup>314</sup>.

Das wirft die Frage auf, welche Rolle Himmler selbst in diesem Dickicht der Zuständigkeiten gespielt hat. Bei näherem Hinsehen gelangt man dabei zu der überraschenden Vermutung, daß der Reichsführer-SS sich nur in den ersten Jahren seiner Amtsausübung bemüht hat, durch anhaltende Kontrollen und hin und wieder durch ein Machtwort Ordnung zu schaffen. Zumindest im Rahmen der Beziehungen „Ahnenerbe“–RuSHA wird diese Vermutung zur Gewißheit. Zum ersten war es ja Himmler selbst gewesen, der 1938 die wissenschaftlichen Unterabteilungen des „Rasseamtes“ aus dem RuSHA gelöst und sie dem „Ahnenerbe“ eingefügt hatte. Und auch die Abstimmung zwischen „Ahnenerbe“ und RuSHA im Falle der Venus-Figuren beruhte auf einem ausdrücklichen Befehl des Reichsführers-SS vom 2. September 1941<sup>315</sup>. Noch im August 1942 griff er regelnd ein, als Hofmann plante, eine Stelle zur Erforschung des deutschen Rechts im Osten zu gründen. Er wurde sogar sehr deutlich: „Das Rasse- und Siedlungshauptamt darf mir nicht in den Fehler verfallen, aus lauter Ungeduld jetzt während des Krieges sich Gebiete aneignen zu wollen, die gar nicht in seine Aufgabengebiete hereingehören.“ Den Auftrag zur Erforschung des Ostrechts aber gebe er dem „Ahnenerbe“<sup>316</sup>. Ende September jedoch favorisierte er bereits wieder das Hauptamt. Ein germanisches Forschungs-

institut, so meinte er, möge in Norwegen (vom RuSHA) ruhig ins Leben gerufen werden, dem das „Ahnenerbe“ gleich korporativ angeschlossen werden könne<sup>317</sup>. Hatte er mit dieser Bestimmung dem Chaos nicht den Weg geebnet? Für die Zeit danach gibt es keinen Anhaltspunkt dafür, daß Himmler die Streitigkeiten zwischen RuSHA und „Ahnenerbe“ persönlich geschlichtet hätte.

Ähnliches gilt für das Arbeitsverhältnis „Ahnenerbe“–SS-Hauptamt. Nachdem die führungstechnischen Belange der Waffen-SS 1940 aus der Zuständigkeit des SS-Hauptamtes entfernt und dem neugebildeten SS-Führungshauptamt zugeteilt worden waren<sup>318</sup>, litt auch das von SS-Gruppenführer Gottlob Berger geleitete SS-Hauptamt an einem Gefühl der Leere. Denn das Gebiet der weltanschaulichen Schulung, auf das seine Tätigkeit fortan beschränkt bleiben sollte, erschien ihm als unzulänglich. Bezeichnenderweise gab es im Bereich der Schulung, in dem das „Ahnenerbe“ früher einmal die Zeitschrift *Germanien* hatte sprechen lassen, die allererste Friktion. Als SS-Gruppenführer Pohl, der an diesen Dingen ein ökonomisches Interesse hatte, im März 1941 vorschlug, aus den Mitteln der im SSHA verlegten SS-(Schulungs-)Leithefte seien Gelder für den Haushalt des „Ahnenerbes“ abzu-zweigen<sup>319</sup>, rührten sich im Hauptamt Bergers böse Zungen. Nicht ohne Logik wurde dort nun über das Blatt *Germanien* des „Ahnenerbes“ hergezogen; man ging sogar so weit, die monatliche Lieferung Kunstdruckpapier, die Plaßmann für sein Organ noch bekam, für eine erhöhte Auflage der Leithefte anzufordern<sup>320</sup>. Erst im Juni 1942 wurde eine Kompromißlösung gefunden: das „Ahnenerbe“ solle die Gelder schon erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß seine Mitarbeiter Aufsätze für die Leithefte beisteuerten<sup>321</sup>. Wie brüchig diese Vereinbarung war, zeigte sich in der Folgezeit: im September 1943 beschwerte sich die „Ahnenerbe“-Leitung, die Zahlung der veranschlagten Summen erfolge in zu unregelmäßigen Abständen<sup>322</sup>. Unregelmäßig werden freilich auch die Beiträge der „Ahnenerbe“-Forscher gewesen sein, die für diese Tätigkeit ja kein zusätzliches Gehalt bekamen – im Oktober mußte Sievers seine Leute jedenfalls ermahnen, ein jeder solle im Jahr mindestens zwei Aufsätze verfassen, als „Gegenleistung“ für den „namhaften Betrag“ aus dem SS-Hauptamt<sup>323</sup>.

Inzwischen gab es neue Reibungsflächen. Im Frühjahr 1942 stand die Beauftragung des „Ahnenerbes“ als federführende Stelle für die Volkstums- und Wissenschaftsarbeit in den germanischen Ländern kurz bevor. Die Germanische Freiwilligen-Leitstelle (Amt VI) des SS-Hauptamtes war hingegen schon im April 1941 als künftiges Amt für „volksgermanische Führung“ designiert worden<sup>324</sup>, konnte mithin aus dieser Tatsache Zuständigkeiten für eine gänzlich eigene Wissenschaftspolitik ableiten, obwohl bereits zu dieser Zeit ein Verbindungsführer des „Ahnenerbes“ für gerade diese Aufgaben vorgemerkt worden war<sup>325</sup>. So wurde mit dieser unklaren Maßnahme schon damals die Saat für chronische Spannungen zwischen „Ahnenerbe“ und Amt VI gelegt, wenn man auch mit der Zusammenarbeit zwischen den beiden Dienststellen in der Folgezeit in praxi Ernst machte. Laut Vereinbarung sollte dem Amt VI lediglich die organisatorische und politische Führung des wissenschaftlichen Apparates in den germanischen Ländern zukommen, jener aber sollte vom „Ahnenerbe“ gestellt werden<sup>326</sup>. Doch Dr. Hans Schneider, künftiger Leiter der bereits ins Auge gefaßten Abteilung „Germanischer Wissenschaftseinsatz“ im „Ahnenerbe“, schwante Böses. Seine Abteilung solle sich so bald wie möglich formieren, meinte er im Mai 1942, „da sich im Amt VI immer wieder

Stimmen erheben . . ., die gerne einen eigenen wissenschaftlichen Apparat für ihre Zwecke aufbauen möchten<sup>327</sup>. Obwohl in den folgenden Monaten gewisse Absprachen zwischen Reichsgeschäftsführer Sievers („Ahnenerbe“) und SS-Obersturmbannführer Dr. Franz Riedweg (Amt VI) bezüglich der jeweiligen Kompetenzen stattfanden<sup>328</sup>, gab sich das Amt VI später doch nie gänzlich mit seinen Aufgaben zufrieden: es beanspruchte auch die wissenschaftliche Steuerung. Die lag zwar de facto im Herbst beim „Ahnenerbe“, gleichwohl meinte Sievers schon im November wieder, man müsse dauernd auf das Amt VI aufpassen, „daß von dort her <nicht> eigenmächtige wissenschaftliche Bestrebungen erwachsen“<sup>329</sup>. Erst auf der Tagung in Hannover, im Mai 1943, schien das alte Übel behoben. Da konzedierte Riedweg, er werde von sich aus alles tun, damit dem „Ahnenerbe“ die gesamte Forschungsarbeit in den germanischen Ländern unterstünde<sup>330</sup>.

Der Konsensus war indessen nicht von langer Dauer. Denn SS-Sturmbannführer Prof. Dr. Peter Paulsen<sup>331</sup>, im Frühjahr 1943 schließlich Dozent an Bergers SS-Junkerschule in Bad Tölz<sup>332</sup>, verfocht ebenfalls Ambitionen auf dem Wissenschaftssektor der SS, wiewohl in kleinerem Rahmen als das „Ahnenerbe“. Eine Woche, bevor die germanische Wissenschaftstagung in Hannover anberaumt war, berief Paulsen, sicher mit Billigung des Amtes VI, eine „Erste Germanische Tagung“ auf seiner Junkerschule ein, von der die „Ahnenerbe“-Funktionäre erst Ende April erfuhren. Die Tagung wurde ohne den Segen der Forschungsgemeinschaft zwischen dem 8. und 10. Mai abgehalten, es trafen sich Wissenschaftler aus den germanischen Ländern, um „grundsätzliche Fragen aus allen Wissenschaftsgebieten zu behandeln“<sup>333</sup>. Wohl um zu sehen, was dieser Mann als nächstes im Schilde führte, bat das „Ahnenerbe“ den Professor zu seiner Tagung nach Hannover<sup>334</sup>. Gleichwohl kam auch die zweite Tölzer Konferenz im Spätherbst für Sievers und Schneider völlig überraschend. Viel wußte Schneider Anfang Dezember darüber nicht zu berichten, nur, daß eine Anzahl deutscher Professoren dort gesprochen habe, darunter Höfler, Scheel und Ernst Anrich<sup>335</sup>. Paulsen erläuterte heute<sup>336</sup>, er habe damals „bei der politischen Schulung an Junkerschulen der Waffen-SS eine Zusammenarbeit mit Universitäten“ angestrebt, die „nicht im Kompetenzbereich des AE“ gelegen habe, von Himmler jedoch völlig gutgeheißen worden sei. Das „Ahnenerbe“ aber dachte anders. Die Tagungen griffen bereits in die „Wissenschafts- und Hochschulpolitik des Reichsführers-SS“ ein, kommentierte Schneider bissig, ja das Amt A sei vorher überhaupt nicht gefragt worden. Dann kritisierte er die Qualifikationen der herangezogenen Forscher, die „zum Teil mit der Haltung der SS nichts zu tun“ hätten. „Damit sind wir in eine Lage gekommen, die heute geistig allgemein zu beobachten ist: der revolutionäre Antrieb unserer Weltanschauung wird aufgegeben und von geistreichen, sogenannten allgemein gültigen Formulierungen abgelöst. Vor jeder ‚gekonnten‘ Form vergessen wir, daß unser Ausgang eine radikale Revolution war. Auf diese Weise ist man heute anscheinend in der Lage, mit jedwedem Wissenschaftler zu paktieren, wenn er nur gute Vorträge halten kann.“<sup>337</sup> Diese Kritik trug ganz den Stempel der im Grunde engherzigen „großgermanischen“ Konzeption, wie sie das „Ahnenerbe“ einst vom Reichsführer-SS übernommen hatte.

Im Februar 1944 meinte auch Wolfram Sievers, es sei an der Zeit, „Paulsen in seinem selbstherrlichen Treiben wieder einmal Einhalt zu gebieten“<sup>338</sup>. Der war zum Jahreswechsel zum Leiter der neuen germanischen Führerschule in Hildesheim

(„Haus Germanien“) avanciert, und das „Ahnenerbe“ fürchtete mit Recht, er werde dort einen eigenen Stoßtrupp junger germanischer Wissenschaftler heranziehen. Nachdem Schneider in ihn gedrungen war, er möge sich endlich enger an den GWE anschließen, „da auf diese Weise ein viel geschlosseneres Auftreten in den germanischen Räumen möglich“ sei<sup>339</sup>, traf Paulsen Anstalten, die Zeitschrift *Das Bild*, auf die auch Sievers ein Auge geworfen hatte, an sich zu bringen und sie als Schulungsorgan umzugestalten<sup>340</sup>. Gleichzeitig ließ er als Leiter des Referats 1 in der Amtsgruppe C („Schulungsamt“) des SSHA die Parole ausgeben, „daß man das ‚Ahnenerbe‘ nicht brauche“<sup>341</sup>. Im Oktober eruierte Schneider, daß Paulsen sich von seiner Amtsgruppe C den Weg in die Amtsgruppe D (Nachfolgeorganisation des früheren Amtes VI – GFL) gebahnt hatte. Und zwar hatte er sich mit SS-Hauptsturmführer Doleczalek, Leiter der Abteilung „Planung“ (D I/6e, SSHA) zusammengetan, der im „Haus Germanien“ die politische Schulung und Erziehung überwachen sollte, während Kommandeur Paulsen sich dort der Forschung widmen wollte. Das „Ahnenerbe“ indessen war der Meinung, daß es ihm allein zustünde, im Verein mit der Amtsgruppe D die wissenschaftliche Forschung zu lenken, während es jener die politische Erziehungsarbeit nicht unbedingt neidete. Es war klar: Paulsen war dabei, das unsichere Bündnis zwischen der Germanischen Freiwilligen Leitstelle und dem „Ahnenerbe“ gänzlich zu zerstören. Am 14. und 15. Oktober traf Schneider sich mit Doleczalek und Paulsen. Schneider bestand darauf, daß jede künftige Forschung des „Hauses Germanien“ der zentralen Leitung des „Ahnenerbes“ unterstehen müsse, „wie bisher“. Soweit Paulsen sich dort in seiner Eigenschaft als Wissenschaftler betätigen wolle, müsse er dies unter Aufsicht des „Ahnenerbes“ tun. Die Vertreter der Amtsgruppe D stimmten dem nur unter Vorbehalten zu<sup>342</sup>. Um dem „Ahnenerbe“ den Primat der Forschung in Hildesheim zu sichern, wurde gegen Ende des Monats von Sievers die Errichtung einer „Ahnenerbe“-Abteilung für Forschung im „Haus Germanien“ erwogen<sup>343</sup>, der vermutlich Paulsen vorstehen sollte. Damit wäre dieser aber bei Sievers an die Kette gelegt worden, und so kam es auch zu dieser Maßnahme nicht.

Paulsen plante von sich aus weiter. Mitte November 1944 ging er daran, dem „Ahnenerbe“ auch den Einflußbereich in den deutschen Universitäten streitig zu machen. Als Testboden hatte er sich die Universität Göttingen ausgesucht: sie wollte er zu einer „germanischen Universität“ ausbauen und an ihr „auch den wichtigsten Teil der aus den germanischen Ländern geflüchteten Gelehrten“ zusammenziehen. Göttinger Professoren sollten „Gastvorlesungen“ im „Haus Germanien“ halten; befähigte Lehrer dieses Instituts wollte man später zu Dozenten an der Göttinger Hochschule ernennen. Diesbezüglich hatte Paulsen sich schon mit dem Göttinger Rektor und Reichsminister Rust abgesprochen<sup>344</sup>. Mithin verfolgte Paulsen die unmißverständliche Absicht, die Universität Göttingen an Stelle der wissenschaftlichen Institution „Ahnenerbe“ treten zu lassen und diese somit ein für allemal aus der germanischen Arbeit der SS auszuschalten. Das „Ahnenerbe“ war entsetzt; Wolfram Sievers sah die Hochschulbemühungen der letzten Jahre nun völlig im Nichts zerrinnen. „Wozu ist, frage ich Sie, das ‚Ahnenerbe‘ überhaupt noch da, als Grundlage der vom Reichsführer später geplanten Ahnenerbe-Universität, wenn jetzt die Amtsgruppe eines Hauptamtes von sich aus daran geht, die Universität Göttingen systematisch zu einer germanischen Universität auszubauen, wobei niemand dieser Planungskünstler die notwendigen Vorkenntnisse da-

zu besitzt?“ schrieb er erbost an Brandt<sup>345</sup>. „Wozu, frage ich Sie, ist dann das ‚Ahnenerbe‘ noch da, wenn die notwendigen wissenschaftlichen Gutachten ohne Fühlungnahme mit ihm und seinen Wissenschaftlern in der Universität Göttingen erstellt werden sollen? Mit einem Mal wird hier ein Lehrkörper gewissermaßen geschlossen als SS-gesiegt erklärt.“ Nach sofortiger Rücksprache bei Mentzel vergewisserte Sievers sich zwar, daß der Hildesheimer Plan „undurchführbar“ sei<sup>346</sup>. Aber erst nach einer Aussprache mit Bergers Personalreferenten Klumm und dem Chef der Amtsgruppe D, SS-Standartenführer Spaarmann, gelang es Sievers endgültig, dieses Problem aus der Welt zu schaffen<sup>347</sup>.

Als ob Sievers der Ärgernisse nicht genug hätte, kam es damals auch noch zu Spannungen mit dem Reichssicherheitshauptamt, genauer gesagt, mit jener Stelle des RSHA, die, ähnlich wie RuSHA und SSHA, bis 1944 innerdienstliches Prestige eingebüßt hatte, nämlich dem Inland-SD. Schon vor Kriegsausbruch war der Sicherheitsdienst der SS in seiner Bedeutung zurückgegangen, insbesondere deswegen, weil die Gestapo mehr und mehr die Exekutive der politischen Polizei im Reich verkörperte. Nach der Zentralisierung der verschiedenen Polizeiorgane im Reichssicherheitshauptamt am 27. September 1939<sup>348</sup> blieb die Tätigkeit des SD fast ausschließlich auf Nachrichtenaufgaben beschränkt; die Erstellung der Berichte zur innerpolitischen Lage oblag dem Amt III („Deutsche Lebensgebiete“) des RSHA unter Otto Ohlendorf. Dessen „Meldungen aus dem Reich“, welche die Einstellung der deutschen Bevölkerung gegen das Regime mit schonungsloser Offenheit aufzeigten, wurden bei der Führungsspitze mit den Jahren jedoch in dem Maße unpopulär, wie die Siegesaussichten sich verfinsterten und der Terror im Lande sich erschreckend vermehrte<sup>349</sup>. Ständig hatten die Machthaber an den „Meldungen“ etwas auszusetzen. So befand Joseph Goebbels, der Widerhall seiner Rede vom 18. Februar 1943 über den totalen Krieg sei nicht genug beachtet worden und intervenierte erfolgreich bei Himmler<sup>350</sup>. Danach wurde es überhaupt kritisch. Der Reichsführer-SS, hier wieder einmal in Irrealitäten befangen, dachte nach dem Grundsatz: was nicht sein darf, das kann nicht sein, und verwarf die freimütigen Berichte seines Amtschefs Ohlendorf, den er intellektueller Versteiegenheit verhaftet wähnte und einen Schwarzmalers und „Gralshüter des Nationalsozialismus“ nannte<sup>351</sup>, als defätistisch. Im September 1943 nahm Himmler eine Umgestaltung des Amtes III vor: die „Meldungen aus dem Reich“ wurden eingeschränkt, statt dessen erhielt das Amt Zuständigkeiten von Himmlers Reichsinnenministerium und vom Hauptamt Ordnungspolizei zugewiesen. Es wurde so zur Ministerialinstanz für Vereins- und Versammlungsrecht, Waffenrecht, allgemeines Polizeirecht, Presserecht und, im Verein mit dem Justizministerium, für Fragen des allgemeinen und politischen Strafrechts zuständig. Im November zog Ohlendorf ins Reichswirtschaftsministerium um, behielt aber zunächst noch die Leitung des Inland-SD bei, dessen Zukunft ungewiß war. Im Sommer 1944 sorgte dann Martin Bormann dafür, daß die SD-Berichte fast bis zum Nullpunkt bei Himmler diskreditiert wurden. Im Juli scheinen sie ohne viel Aufhebens eingestellt worden zu sein<sup>352</sup>.

Es ist mithin verständlich, daß sich das Amt III beizeiten um eine Aufwertung bemühte. Was läge näher, als sich seinerseits aus dem gerade gebackenen germanischen Kuchen einige Rosinen herauszupicken; daß man sich dabei am „Ahnenerbe“ schadlos halten würde, zu dem man seit Jahren gute Beziehungen pflegte, störte die Herren vom SD nicht im mindesten. So weit war also der Prozeß

der Selbsterstückelung in der Schutzstaffel schon fortgeschritten. Bereits im Oktober 1942 machte Ohlendorf sich bei den Planern der künftigen germanischen Wissenschaftsarbeit bemerkbar: an Berger schrieb er, das „Ahnenerbe“ möge bei allen Personalfragen zuerst ein polizeiliches Urteil über die politische Zuverlässigkeit beim Amt III einholen. Sievers mußte dem zustimmen<sup>353</sup>. Und im Mai 1943 mußte das „Ahnenerbe“ dann als Vertreter Ohlendorfs die beiden SS-Führer von Loew und Rößner zu seiner germanischen Tagung nach Hannover einladen; das Paar versäumte nach der Konferenz nicht, bei Schneider „das unklare Verhältnis zwischen der politischen Leitung und der wissenschaftlichen Absicht dieser Tagung“ zu monieren. Eine Beteiligung der Herren an den Arbeiten für die Zukunft wurde angekündigt<sup>354</sup>. In der Praxis traf das „Ahnenerbe“ indes keinerlei Anstalten, sich der Erfahrungen des Amtes III zu bedienen, so daß Ohlendorf selbst sich im August 1943 zu der Bemerkung hinreißen ließ, die Forschungsgemeinschaft stelle ja nur mehr eines der „brotlosen Lieblingsthemen des Reichsführers“ dar<sup>355</sup>. Sievers sollte die Einstellung des SD-Chefs Inland bis Nürnberg nicht vergessen<sup>356</sup>.

Nach der Umorganisation im Herbst 1943 gab es eine neue Gruppe III B („Volkstum“) im RSHA, geleitet von SS-Standartenführer Dr. Ehlich, und eine Gruppe III C („Kultur“), geführt von SS-Obersturmbannführer Dr. Spengler<sup>357</sup>. Es waren diese beiden Ressortleiter, die sich von ihrer Aufgabenstellung her grundsätzlich für die germanischen Arbeiten interessierten. Zunächst kam es dabei fast zu einem Bündnis zwischen Amt A und Amt III. Schneider, assistiert von Schwalm, suchte Ehlich am 7. November 1944 auf, um ihn bezüglich seiner Einstellung zum SSHA, Amtsgruppe D, auszuhorchen. Er ließ dabei anklingen, daß ihm an einer Rückenstärkung gegen die Amtsgruppe gelegen sei. Eingedenk der langjährigen Ambitionen des Amtes III auf dem germanischen Sektor ging Ehlich auf die Ausführungen Schneiders ein. Sein Amt arbeite an sich ja nur nachrichtendienstlich, meinte er, es sei aber kein Geheimnis, „daß vieles von dem, was eigentlich die Amtsgruppe D leisten müßte, heute durch ihn [Ehlich] und seine Mitarbeiter erledigt würde, einfach weil die betreffenden Flamen, Wallonen und Niederländer zu ihnen persönlich kämen, wohl aus dem Gefühl heraus, hier bessere Anleitung zu erhalten“. Darauf forderte Ehlich den Kameraden Schneider auf, sich im Vollzug der federführenden Leitung der germanischen Arbeiten mit ihm selbst und seinem Stellvertreter ins Benehmen zu setzen<sup>358</sup>. Was sollte das Amt A nun davon halten? Einerseits hatte es die prinzipielle Bereitwilligkeit des Amtes III erwirkt, seinen Einfluß gegen die anmaßende Amtsgruppe D des SSHA geltend zu machen, andererseits aber hatte Ehlich selber zugegeben, er habe sich in die germanische Arbeit schon eingeschaltet und werde das wohl auch weiterhin tun, wenngleich Seite an Seite mit dem „Ahnenerbe“. Sollte das „Ahnenerbe“ die Amtsgruppe D, als den stärksten Rivalen, nun gegen eine potentiell nicht minder gefährliche Liaison mit dem SD eintauschen? Es war dies eine Frage, wie sie sich nur inmitten des Führungschaos der SS-Ämter gegen Ende des Krieges stellen konnte.

Es kam, wie es kommen mußte: bei seinem Versuch, zwei SS-Ämter gegeneinander auszuspielen, wurde das „Ahnenerbe“ schließlich zwischen beiden fast zermalmt. An einer gewissen Portion Intrigantentum fehlte es dabei nicht. Gleich nach der Unterredung mit Ehlich rief Schneider Sievers an<sup>359</sup>. Und der Reichsgeschäftsführer wandte sich im Beschwerdeton an Rudolf Brandt, das Amt III des RSHA arbeite zugegebenermaßen schon längst im germanischen Bereich. Dann gab Sievers

die abfälligen Bemerkungen Ehlichs über die Amtsgruppe D wortwörtlich wieder<sup>360</sup>. Schneider versuchte unterdessen, einen anderen Referenten des SD, SS-Sturmbannführer Dr. Rößner, der unter Spengler im Amt III C die Gruppe „Volkskultur und Kunst“ leitete, für die Politik des „Ahnenerbes“ zu mobilisieren<sup>361</sup>. Mehrere Tage später aber schlug die Bombe, die Sievers bei Brandt gegen die Amtsgruppe D geworfen hatte, bei Standartenführer Ehlich ein: durch Brandt oder Spaarmann hatte dieser von Sievers' Klage und von dem Mißbrauch seines Namens erfahren. Steif rechtfertigte er sich bei Spaarmann, er habe lediglich zu Schneider gesagt, es sei ihm bekannt, daß in der Amtsgruppe D nicht genügend Kräfte zur Bewältigung der germanischen Aufgaben vorhanden seien<sup>362</sup>. Und an Sievers schrieb Ehlich wütend, er habe mit seiner Indiskretion bei Brandt den Eindruck erweckt, „als ob sich das Reichssicherheitshauptamt, III B, in einem schweren Gegensatz zum SS-Hauptamt, Amtsgruppe D, befinde bzw. daß ich hinter dem Rücken der Germanischen Leitstelle auf das Schwerste gegen diese geschossen hätte“<sup>363</sup>. Sievers mußte einsehen, daß er den kürzeren gezogen hatte<sup>364</sup>.

Wieder drängt sich hier die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Legitimation des „Ahnenerbes“ und der Autorität des Reichsführers-SS auf. Falls das „Ahnenerbe“ eindeutig legitimiert worden war, warum mußte es dann die Übergriffe der anderen Ämter ständig fürchten? Oder: selbst wenn das „Ahnenerbe“ nicht delegiert worden war, konnte es dann nicht einfach die Autorität des Reichsführers-SS anrufen? Bei der Untersuchung dieses Komplexes kann man nicht umhin, an die Problematik der Führer-Struktur der Schutzstaffel selbst zu rühren.

Bei näherem Hinsehen stellt sich nämlich heraus, daß das „Ahnenerbe“ im germanischen Sektor weder jemals eindeutig von Himmler autorisiert worden ist noch später in der Lage war, diesen um prinzipielle Entscheidungen zu bitten, welche die leidige Kompetenzmisere hätten auflösen können. Das „Ahnenerbe“ war für die germanische Arbeit zu einem Zeitpunkt bestimmt worden, da Himmler gerade aufhörte, grundlegende Weisungen von oben zu geben. Im Oktober 1941 hieß es noch aus dem Munde Sievers', der Reichsführer-SS habe eine engere Zusammenarbeit zwischen der Germanischen Freiwilligen Leitstelle und dem „Ahnenerbe“ angeordnet<sup>365</sup>, doch aktenkundig wurde dieser angebliche Originalbefehl Himmlers nicht. Die weiteren Entscheidungen bezüglich der „Ahnenerbe“-Rolle in der germanischen Arbeit scheinen dann von Berger und Sievers, und nicht von Himmler, gefällt worden zu sein. Berger meinte zwar im Juni 1942, Himmler habe befohlen, die federführende Dienststelle bei der germanischen Wissenschaftsarbeit solle das „Ahnenerbe“ sein<sup>366</sup>, aber auch dieser Befehl Himmlers ist in der Korrespondenz nicht enthalten. Im übrigen ist der entscheidende Stabsbefehl Bergers Nr. 14/42 vom August 1942, der das „Ahnenerbe“ mit sämtlichen wissenschaftlichen Aufgaben innerhalb der Schutzstaffel betraute<sup>367</sup>, nicht etwa in Bergers oder Himmlers Büro entworfen worden, sondern im „Ahnenerbe“<sup>368</sup>. In dieser dann von Berger unterzeichneten Vollmacht ist zwar von Himmler als dem Befehlsgeber die Rede, doch fehlt jeder Hinweis auf Himmlers ursprünglichen Befehl. Daß diese Order für das „Ahnenerbe“ noch kein endgültig richtungweisendes Dokument sein konnte, wie es beispielsweise der Befehl Himmlers an das „Ahnenerbe“ zur Lösung der Aufgaben für den RKF gewesen war<sup>369</sup>, geht daraus hervor, daß Berger Sievers am 17. August fernmündlich nahelegte, er solle vom Reichsführer noch zusätzlich eine Anordnung erwirken, „daß die gesamte wissenschaftliche Forschungsarbeit in der

SS nur vom ‚Ahnenerbe‘ wahrzunehmen sei“<sup>370</sup>. Eine derartige Anordnung, von Himmlers eigener Hand, hätte das Amt A nicht nur unmißverständlich in den germanischen Ländern legitimiert, sondern sie hätte der Forschungsgemeinschaft auch endgültig den von ihr schon seit langem erstrebten Monopolanspruch innerhalb der Schutzstaffel verbrieft, genauer: den *Monopolanspruch* durch einen *Monopolzustand* ersetzt. Die von Berger empfohlene reichsführerliche Anordnung ist aber, soweit feststellbar, niemals erlassen worden. So blieb denn der Monopolanspruch bestehen, und er wurde in der Folgezeit um so schärfer verfochten, als die „Ahnenerbe“-Chefs ihre wissenschaftspolitischen Aufgaben de facto tatkräftig verfolgten, da sie niemand daran hinderte. In ihren Hirnen nahm der „Anspruch“ freilich oft den Charakter eines vollendeten Tatbestandes an. Monatelang lavierte Sievers zwischen Wirklichkeit und Utopie, indem er sich entweder auf die bei allen Stellen angeblich bekannte Führungsrolle des „Ahnenerbes“ berief oder aber den angeblich von Himmler erlassenen Grundbefehl erwähnte. So meinte er im Januar 1943, das Amt A dürfe innerhalb der Schutzstaffel keineswegs seine „führende Stellung“ verlieren<sup>371</sup>. Symptomatisch für die Unsicherheit Sievers’ auch schon damals war jedoch, daß er in seinen Dienstjargon des öfteren den Terminus „Führungsanspruch“ einfließen ließ, beispielsweise im März 1943, als der Anspruch „erhärtet“ werden sollte<sup>372</sup>. So wurde bezeichnenderweise auch auf der Hannoverischen Tagung von Sievers mehr über den Anspruch als über die Wirklichkeit gesagt; eine solche Rede vertrug sich wiederum schlecht mit dem Hinweis, die zentrale Funktion des „Ahnenerbes“ sei auf Befehl des Reichsführers-SS bereits eindeutig geregelt<sup>373</sup>. Abermals unterstrich Sievers sein Monopolanrecht, als er eigenmächtig entschied, das „Ahnenerbe“ möge sich künftig „Amt für kulturelle und wissenschaftliche Aufgaben des Reichsführers-SS“ nennen, ein Titel, der nicht nur den Reichsschatzmeister der NSDAP beeindrucken sollte<sup>374</sup>. Die im Auftrag des Germanischen Wissenschaftseinsatzes von Kurator Wüst geäußerten Worte, es sei bekannt, „daß das Amt Ahnenerbe die vom Reichsführer-SS einzig eingerichtete Dienststelle ist, die verantwortlich für die wissenschaftliche Auffassung und die wissenschaftliche Durchführung und Verbreitung ist“<sup>375</sup>, verhalten dagegen schon wieder im Winde.

Der Höchststand der Unsicherheit wurde 1944 erreicht. Im Dezember 1943 hatte Hans Schneider das Autoritätsdilemma einmal treffend charakterisiert, als er schrieb, die SS verfolge eine „doppelte Wissenschaftspolitik“. Mit aller Klarheit hatte er die fatalen Konsequenzen der Abwartehaltung Himmlers für das Amt A erkannt. „Leute, die das ‚Ahnenerbe‘ bisher immer bewußt ausgeschaltet hat, ziehen sich heute hinter die Germanische Leitstelle zurück und können von dort aus behaupten, daß sie im Auftrag des Reichsführers-SS arbeiten und können sogar den Schluß ziehen, daß das ‚Ahnenerbe‘ keinesfalls die wahre Wissenschaftsvertretung des Reichsführers-SS ist, sondern sogar engstirnig und unwissenschaftlich handelt.“<sup>376</sup> Desto heftiger schlug Sievers denn im Januar 1944 in die alte Kerbe: „Für die Wissenschaftsauffassung und -Arbeit innerhalb der SS, wie für deren Durchführung und Bearbeitung ist allein das ‚Ahnenerbe‘ verantwortlich, ebenso für die Wissenschaftspolitik in engerem Sinne.“ Sodann berief er sich auf den im Grunde bedeutungslosen Stabsbefehl Bergers vom August 1942<sup>377</sup>. Doch spätestens im Sommer hatte auch Sievers erkannt, daß die Kompetenzquerelen auf die Befehlslücke zwischen „Ahnenerbe“ und Reichsführer-SS zurückzuführen waren, als

er Brandt vorklagte, das „Ahnenerbe“ werde „in vielen Fragen vom Reichsführer-SS oft auf einen abwartenden Standpunkt verwiesen“, so daß es – im Vergleich etwa mit dem SS-Hauptamt – zwangsläufig schlechter abschneide<sup>378</sup>. Dies war das erste Mal, daß Sievers sich dazu genötigt fühlte, Himmler explizit den Vorwurf zu machen, er halte das Amt A mangels konkreter Weisungen aktionsunfähig und damit machtlos. Im Herbst hatte Sievers sich zu der schmerzlichen Erkenntnis durchgerungen, daß der Stabsbefehl Bergers wohl doch nicht maßgebend sein könne, und einen neuen Befehlsentwurf bezüglich der „Zusammenfassung aller wissenschaftlichen Forschungen der SS“ im „Ahnenerbe“ zwecks Unterzeichnung durch den Reichsführer ausbreitet<sup>379</sup>. Und im November, auf dem Höhepunkt der Krise, ließ er Himmler schließlich empfehlen, daß eine „entsprechende Anordnung des Reichsführers-SS von großem Nutzen“ sein würde<sup>380</sup>. Die Angelegenheit wurde um so dringender, als auch Dr. Ehlich vom RSHA, wohl in Kenntnis des Tatbestandes und nicht ohne eine Spur von Spott, Hauptsturmführer Schneider ermuntert hatte, sich von Himmler eine „eindeutige Vollmacht“ geben zu lassen, um „diese wissenschaftlichen Arbeiten insbesondere für den germanischen Bereich federführend zu leiten“<sup>381</sup>.

Doch es sollte nichts mehr nützen. Brandt schrieb am 22. Dezember resignierend an Sievers, er habe dem Reichsführer-SS den Befehlsentwurf „zur Regelung der germanenkundlichen Wissenschaftsarbeit“ noch nicht vorgelegt, und ersuchte um Klärung der Schwierigkeiten auf unterer Ebene<sup>382</sup>. So konnte sich das Amt A, wie schon in anderen Fällen, zur Wahrnehmung seiner germanischen Aufgaben, wie in diesem speziellen Falle bei der Evakuierung holländischer Wissenschaftler ins Reich, nicht auf einen unterzeichneten Befehl Himmlers stützen, sondern lediglich auf einen inoffiziellen Befehlsentwurf, von dem Sievers hoffte, daß der Reichsführer ihn irgendwann einmal unterschreiben und somit die bereits getane Arbeit des „Ahnenerbes“ nachträglich sanktionieren würde<sup>383</sup>. Zur Festigung eines Monopols jedoch konnte eine derartige Praktik in keiner Weise mehr beitragen. Im März 1945 gab es denn auch nichts weiter zu tun, als die Dinge beim Namen zu nennen. Das allerdings überließ Sievers demjenigen seiner Wissenschaftler, der nach allem, was vorgefallen war, am meisten verärgert sein mußte: SS-Hauptsturmführer Dr. Hans Schneider. Dieser bekannte schließlich<sup>384</sup>, es habe sich herausgestellt, daß selbst nur ein Teil der Wissenschaftspolitik der Schutzstaffel „nicht mehr unter der Bezeichnung ‚Ahnenerbe‘ laufen“ könne, „da das ‚Ahnenerbe‘ eben doch nicht das eigentliche Wissenschaftsreferat des Reichsführers-SS geworden ist und noch nicht als solches anerkannt wird. An sich wäre jetzt für das ‚Ahnenerbe‘ die große Chance gewesen, sich diese Stellung zunächst innerhalb der SS zu verschaffen.“ Sodann kam Schneider auf das Autoritätsproblem als Kernpunkt seines Briefes: Es tauche immer wieder die Frage auf, „von wem wir eigentlich zu dieser umfassenden Arbeit legitimiert werden“<sup>385</sup>. Für Friedenszeiten gab Schneider sich wenig hoffnungsvoll: „Ob es nach dem Kriege möglich sein kann, diese ganzen Arbeiten und somit wirklich die gesamte wissenschaftliche Führung innerhalb der SS in das ‚Ahnenerbe‘ als dem eigentlichen Wissenschaftsamt der SS zu überführen, liegt außerhalb der Möglichkeiten . . . und liegt unserer Meinung nach an einer eindeutigen und hervorragenden Amtsführung [was auf den Kurator zielte], die gegebenenfalls durch einen entsprechenden Befehl des Reichsführers-SS dann konkretisiert werden kann.“

So lag denn das wahrhaft Prekäre an der Führungsrolle des „Ahnenerbes“ nicht nur in deren fiktivem Wesen, sondern auch in dem Umstand, daß sie anfänglich von den Funktionären noch als real geglaubt worden war und erst später als trügerisch entlarvt werden konnte. Das ließ den Bruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit kurz vor dem Ende für die verantwortlichen Männer des Amtes A weit schwerer erscheinen, als er tatsächlich war. Für Sievers kann es indessen schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 keinen Zweifel mehr darüber gegeben haben, daß die Führungsspitze seines Amtes kläglich bei dem langjährigen Versuch versagt hatte, das „Ahnenerbe“ zur ausschließlichen Wissenschaftszentrale des Reichsführers-SS auszubauen. Und er wird gewußt haben, daß die Schuld dafür nicht zuletzt bei ihm selbst lag, weil er sich nach dem Abdrängen Wüsts aus dem Aktionsradius als unfähig erwiesen hatte, sich mittels persönlichen Prestiges die notwendige Durchschlagskraft bei den anderen Amtschefs der SS zu erwerben. Gleichwohl hätte unter den erdrückenden Umständen jeder andere scheitern müssen.

Denn schließlich hing das Schicksal des Reichsgeschäftsführers des „Ahnenerbes“, wer immer er nun sei, doch nur von Heinrich Himmlers eigenartigem Verhalten ab. Welches Organisations- und Befehlsprinzip hatte Himmler hier zum Leitsatz seines Handelns erhoben? Die Forschung hat bisher gemeint, Himmler habe stets kräftig in das Gewebe der SS hineingegriffen, sobald er in der Textur eine Verknötung bemerkt habe<sup>386</sup>. Das ist freilich nur bedingt richtig. Sicher hat Himmler vor dem Kriege und auch noch in den ersten Kriegsjahren Zuständigkeiten geklärt, Kompetenzen definiert, Prärogativen zugewiesen, auch im Falle des „Ahnenerbes“. So bestand er zum Beispiel 1937/38 darauf, das „Ahnenerbe“ solle sich nicht mit dem Hexenwesen abgeben, weil dieser Sachkomplex zum SD gehöre; zeitlebens hat das „Ahnenerbe“ sich daran gehalten<sup>387</sup>. Und noch im Dezember 1942 vermodete Himmler scharf zu reagieren, weil zwei Hauptämter, „die in Berlin sitzen“, dauernd nebeneinander arbeiteten<sup>388</sup>. Im Dezember 1942 war es auch, als Himmler sich zum letztenmal eindeutig über die Zuständigkeit des „Ahnenerbes“ äußerte, wenn er auch damals schon recht vage, ja verwirrend formulierte, sein Amt A habe ja die Hauptaufgabe, „die Gemeinschaftlichkeit unserer gesamten Forschung, also die Zusammenarbeit aller Abteilungen im Ahnenerbe herzustellen“<sup>389</sup>. Bezeichnenderweise hat Himmler jedoch schon um 1939 mindestens in zwei Fällen nur mehr vage Richtlinien für das „Ahnenerbe“ ausgegeben: 1939 ermächtigte er seine Forschungsgemeinschaft ohne nähere Präzisierung der Vollmachten, sich der Bodendenkmalspflege im Protektorat anzunehmen; zu welchen Schwierigkeiten es dann kam, wurde aufgezeigt<sup>390</sup>. Und zu Anfang des Krieges überließ er es bis auf weiteres dem „Ahnenerbe“, sich um eine politische Aufgabenstellung jenseits der alten Reichsgrenzen zu kümmern<sup>391</sup>; erst 1940 hat er lenkend eingegriffen, nachdem die Möglichkeit parasitärer Machtentfaltung von den „Ahnenerbe“-Direktoren in diesem Falle einmal nicht voll ausgeschöpft worden war. Danach hat Himmler sein ursprüngliches dezisionistisches Konzept mehr und mehr fallen gelassen, wie es das Beispiel des „Ahnenerbes“ als designiertes Wissenschaftszentrum innerhalb der SS beweist – sei es im Bereich der Experimentalmedizin, den SS-Ärzte wie Grawitz und Gebhardt bedrohten<sup>392</sup>, sei es bei der germanischen Volkstums- und Wissenschaftsarbeit.

Dafür gibt es nur eine Erklärung. Himmler hat nach 1942 einfach die Übersicht über sein SS-Imperium verloren, das sich in einem Prozeß fortwährender Zellteilung

zusehends vergrößerte<sup>393</sup>. Er wurde das Opfer seiner eigenen organisatorischen Erfindungen, überhäuft von einem Gewirr von Daten, Statistiken, Stellenplänen, Ranglisten, Beförderungsvorschlägen, Wirtschaftstabellen und dergleichen mehr. Nun rächte sich, in gewisser Weise, die eigenartige Angewohnheit früherer Jahre, sich auch um die nebensächlichsten Details persönlich zu kümmern. Dabei ist gewiß zu bedenken, daß Himmler anfänglich als Herrschaftsprinzip die Organisations-taktik einer progressiven Unordnung befolgt hat, die in Wirklichkeit der Systematik keineswegs entbehrte, ihm aber später aus den Fingern glitt. Bis 1938 hatte er seine SS noch zu überschauen vermocht, hatte er doch am Aufbau selbst ganz aktiv mitgewirkt. Da hatte es wenig zu schlichten gegeben, weil Überschneidungen kaum existieren. Um das Jahr 1938, veranlaßt durch die Entwicklung im Rasse- und Siedlungshauptamt, hat Himmler dann begonnen, Kompetenzen wahllos zu verteilen; die nun einsetzenden Verwirrungen konnte er leicht nach dem Prinzip *divide et impera* beseitigen. Was das „Ahnenerbe“ angeht, so hatte es an diesem Organisationsvollzug bereits bis 1939 in einem Ausmaß gelitten, das der Zersplitterung in einer späteren Phase Vorschub leistete. Nach Ausbruch des Krieges aber entwickelte sich Himmlers Taktik folgerichtig, ohne daß er dies geahnt haben wird, auf den Abgrund zu. Die von ihm geschaffenen Zustände drohten, ihn einzukeilen und bewegungsunfähig zu machen. Bis 1942/43 noch hat er schlichtend und weisend eingegriffen, sich nach dem Tode Heydrichs beispielsweise kurzfristig selbst an die Spitze des Reichssicherheitshauptamtes gestellt, im Herbst 1943 auch noch dessen Amt III umfunktioniert. Doch statt sein breites Schaltbrett weiter zu bedienen, hat er es mehr und mehr allein gelassen, was er freilich selbst dann noch für „Taktik“ hielt. Aber Otto Ohlendorf, der verbitterte Chef des geringgeschätzten SS-Sicherheitsdienstes, wußte es im September 1943 besser. „Praktisch geht ein Nebeneinander- und Gegeneinander-Arbeiten auf der ganzen Linie vor sich, die Kräfte werden unnütz verbraucht und gebunden und der Sinn für jede Autorität zerstört“, meinte Ohlendorf in einem Gespräch mit Himmlers Leibarzt Kersten. „Aufgabe des Reichsführers wäre es, die Kräfte zusammenzufassen, der Garant für die innere Ordnung im Staate zu sein. Tatsächlich organisiert er die staatliche Unordnung. Die Folge dieses Organisationsprinzips ist, daß hinter einer scheinbar höchsten autoritären diktatorischen Gewalt eine Vielzahl von Gewalten entsteht, die alle behaupten, nur ihrem Auftraggeber verantwortlich zu sein. Dieser hat gar nicht die Zeit, die Möglichkeit und die Kenntnis, sie in ihrem Aufgabenbereich zu überschauen und zu kontrollieren. So entsteht eine Vielzahl unabhängig schaltender autoritärer Gewalten. Das Führungsinstrument des Staates wird dadurch völlig entwertet.“<sup>394</sup>

In den letzten Jahren gab es dann so viele Kompetenzstreitigkeiten, daß Himmler vollends kopfscheu wurde. In dem Maße, wie er sich zurückhielt, wuchs wiederum die Macht der einzelnen Hauptämter<sup>395</sup>; das schreckte Himmler weiter. Gewiß, ab und an hat er noch den Versuch unternommen, seine Machtreserve in Gestalt der Höheren SS- und Polizeiführer im Reich zu stärken in der deutlichen Absicht, sie als Gewicht gegen die autokratischen Hauptämter zu verwenden<sup>396</sup>. Doch so ließ sich das immer höher wuchernde Chaos nicht bändigen. Die Tatsache, daß kein einziger Hauptamtschef wirklich gegen Himmler vorging, beruhte auf dem Respekt, den der Reichsführer-SS sich unter seinen Leuten seit Anbeginn bewahrt hatte – für viele Historiker heute noch ein psychologisches Rätsel.

Im Endeffekt hätte der Reichsführer-SS dem „System der Systemlosigkeit“ erliegen müssen, dessen Hauptcharakteristikum in der Suspension der ursprünglich auf dem „Führerprinzip“ beruhenden Befehlstechnik bestand. Die Suspension führte zu Autoritätsvakua, innerhalb derer sich die einzelnen Befehlsempfänger schließlich aus der jeweiligen Situation heraus und unter Berufung auf angeblich verankerte „Rechte“ eo ipso legitimieren mußten, um ihrer Tätigkeit überhaupt nachgehen zu können. In einem derart improvisierten Befehlsgefüge mußte es zwingend zu einer ad-hoc-Ausdehnung nur mehr unzulänglich definierter Kompetenzen kommen. Dieses Muster läßt sich in abgewandelter Form auch bei anderen Machthabern des Regimes als das eigentliche Herrschaftssystem des nationalsozialistischen Führerstaates beobachten, wobei sich der selbstzerstörerische Aspekt in jedem Falle offenbart<sup>397</sup>. Daß in einer derartigen Struktur nicht nur die Führerfigur, sondern auch die ihr nachgeordneten Gliederungen, unter Himmler also die verschiedenen Ämter der SS, zwangsläufig zugrunde gegangen wären, weil sie sich mangels der von oben erwarteten Regelung ständig selbst regulierten, sich dadurch aber an dem Subsystem endloser und sich gegenseitig aufhebender Zuständigkeitskreise gänzlich zerrieben, war eine der Folgeerscheinungen dieser Herrschaftstaktik, die von den oberen Praktikern kaum einkalkuliert gewesen sein dürfte. So gesehen, hätte das in der SS-Familie vergleichsweise schwache „Ahnenerbe“ nach dem Entwicklungsgesetz der Organisation, der es nun einmal angehörte, dereinst als erstes automatisch zerfleischt werden müssen, auch ohne die Ereignisse des ausgehenden Krieges, die das Lebenslicht der Forschungsgemeinschaft im Frühjahr 1945 dramatisch schnell zum Erlöschen brachten.